



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



SA 5828.29

Harvard College Library



COLLECTION ON SOUTH AMERICA

GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
AND
HIRAM BINGHAM, JR.
OF CAMBRIDGE

o
Allgemeine
Historische Taschenbibliothek
für
Jedermann.

Fünf und zwanzigster Theil.

B r a s i l i e n.

Erstes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilscherfche Buchhandlung.
1829.

G e s c h i c h t e
v o n
B r a s i l i e n.

V o n
Dr. Ernst Münch,
Königl. niederländ. Professor an der Hochschule zu Eüttich.

²
In ~~der~~ Bändchen.

E r s t e s B ä n d c h e n.
Von den ältesten Zeiten bis zur Ankunft des Königshauses
in Brasilien.

D r e s d e n
P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1 8 2 9.

SA 5828.29



A. C. Goodidge
Hiram Bingham Jr

Vor Erinnerung.

Die Bearbeitung der Geschichte von Brasilien haben wir in drei Abtheilungen geliefert. Die erste soll des Landes älteste Schicksale und die Zeiten der portugiesischen Herrschaft bis zu jener Periode schildern, wo das portugiesische Königshaus genöthigt worden ist, die Colonie zum Hauptstaate zu erheben.

Die zweite begreift die Periode des Aufenthaltes jener Familie in dem lange so vernachlässigten Lande bis zur portugiesischen Revolution von 1820, welche zur Rückkehr sie nöthigte; ferner die Revolution von Brasilien, die Erhebung desselben zum constitutionellen Kaiserstaate, die Trennung von Portu-

gal und die Wirksamkeit der Herrschaft des Dom Pedro bis zu den neuesten Tagen.

Die dritte Abtheilung wird sich mit der Statistik und Topographie des so äußerst merkwürdigen Landes beschäftigen.

Ein Verzeichniß der benutzten Quellen und Materialien zu diesem Werkchen findet man am Ende desselben beigefügt.

Lüttich, im Januar 1829.

M ü n c h.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Von dem Lande Brasilien im Allgemeinen.	1
Zweites Kapitel. Die Geschichte der wilden Stämme und Nationen Brasiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen.	6
Drittes Kapitel. Die Geschichte der Ent- deckung des Landes Brasilien.	20
Viertes Kapitel. Des Landes Eintheilung in Statthalterschaften.	25
Fünftes Kapitel. Der Franzosen Ansiedlung und Schicksale auf dem Festlande Brasilien.	35
Sechstes Kapitel. Der Franzosen vollständige Vertreibung aus dem Lande Brasilien.	39
Siebentes Kapitel. Des Landes Eintheilung in zwei Oberstatthalterschaften.	42
Achtes Kapitel. Des Landes Brasilien Schick- sale unter spanischem Joche.	45
Neuntes Kapitel. Der Franzosen erneuerte Versuche auf Brasilien.	49
Zehntes Kapitel. Der Holländer Einbruch in Brasilien.	55

	Seite
Elftes Kapitel. Die fernern Begebniffe in Brasilien zwischen Portugiefen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moriz von Dranien.	60
Zwölftes Kapitel. Der Prinz Johann Moriz von Dranien in Brasilien und die Ereigniffe bis zur portugiefifchen Thronrevolution.	69
Dreizehntes Kapitel. Rückwirkung der Thronrevolution auf Brasilien. — Johann Moriz kehrt nach Europa. — Fortfegung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Ver- treibung der Holländer	75
Vierzehntes Kapitel. Entdeckungen im In- nern des Landes Brasilien. — Die Pauliften. — Buenno.	84
Fünfzehntes Kapitel. Der Negerftaat Pal- mares und beffen Schickfal.	87
Sechzehntes Kapitel. Fernere Entdeckun- gen im Innern von Brasilien. — Buenno der Sohn. — D. Antonio d'Albuquerque.	92
Siebenzehntes Kapitel. Der Zug von Duguan = Trouin. Eroberung Rio = Janeiro's durch die Franzosen.	95

Geschichte von Brasilien.

Erstes Kapitel.

Von dem Lande Brasilien im Allgemeinen.

Wir beginnen die gedrängte Darstellung der Schicksale eines Landes, welches der Kultur im eigentlichen Sinne jetzt erst gewonnen worden ist, indem, nach jahrhundertlanger Unterdrückung und beispielloser Vernachlässigung unermesslicher Hülfsmittel, das Genie eines europäischen Fürsten, aus dem Hause Braganza, ihm politische Selbstständigkeit gab und zu dem erhabenen Gedanken sich steigerte, den vielgerühmten Herrscherfreuden im ererbten Reiche seiner Ahnen freiwillig zu entsagen, um in der neuen Welt Schöpfer einer bessern Ordnung der Dinge zu werden. Viele Keime der Civilisation sind bereits ausgestreut; der Reichthum an Schätzen der Natur und an Quellen der Industrie, welchen das Innere des Landes Brasilien verbirgt und welcher bis jetzt nur zum Theile unverarbeitet da liegt, erwartet zweckmäßigere Benutzung. Eine Menge der verschiedenartigsten Menschenrassen und Völkerstämme,

Geschichte von Brasilien. I. 1

deren Anblick und Zustand zur Zeit noch nicht selten mit Wehmuth oder mit Ekel erfüllt, bilden die Cadres einer eigenthümlichen Entwicklung. Was aus dem Mutterlande, in Folge politischer Stürme dahin ausgewandert, bestimmt den Charakter derselben wenigstens zum Theile. Wir liefern hier in größern Umrissen, nach Berichten der glaubwürdigsten Reisenden und nach den Ergebnissen der gründlichsten Forscher, die Beschreibung von der physischen Lage Brasiliens, von den Nationen die es füllen und von den Verhältnissen seiner mannichfach zusammengesetzten Bevölkerung.

Der Norden weist gleich eine Menge wichtiger Naturverbindungen auf. Der Amazonasfluß, in Peru entspringend, gestattet leichte Schifffahrt bis zu den spanischen Besitzungen. Seine unzähligen Nebenflüsse theilen das Capitanat von Para in vier Bezirke, und werden mit der Zeit wichtige Kanäle für den Handel bilden. In diesem so äußerst fruchtbaren Theile des Landes sind jene Flüsse bisher die einzigen Verbindungsstraßen. Das, was für Menschen eine Arbeit von mehreren Jahrhunderten gewesen wäre, übernahm die Natur selbst, mit zarter Sorgfalt hier in's Werk zu setzen. Das äußerste Ende von Brasilien und die ganze Guiana finden sich durch das wunderbarste Flußsystem vereinigt, welches je noch in der Welt gesehen wurde. Denn der Rio-Negro, welchen man der Masse seiner Gewässer nach, wohl mit dem Amazonasfluß vergleichen könnte, verbindet sich mit dem Orenoko durch den Pemichien und den Cassiquiari. In neuesten Zeiten erst hat man völlige Gewißheit von dem Daseyn dieses Flußlaufes erhalten. Die ungeheuern Vor-

theile daraus für den Handel in der Zukunft springen Jedermann selbst in die Augen.

Die nördlichen Provinzen, welche unmittelbar nach jener von Para kommen, zeigen sich minder von Flüssen bespült, als abwechselnd von fruchtbaren Gefilden und sandigen Wüsten durchschnitten. Die Verbindung der verschiedenen Landschaften und die Bereisung derselben erfahren darum auch weniger Hindernisse. Sie sind der Bevölkerung und der Kultur, mittelst zweckmäßiger Colonien, in hohem Grade fähig. Maranhão, Piauh, Ceara, Nord-Rio grande, Parahyba bieten in ihrem Innern mehr oder weniger von jenen noch unbebauten Steppen dar.

Selbst in der fruchtbaren Statthalterschaft von Pernambuco stößt man noch häufig auf ähnliche. Doch entströmen, zum Ersatz und zum Troste, in den Gebirgen von Caviros die Quellen mehr als eines bedeutenden Flusses. Die Wichtigkeit dieser Ströme verschwindet jedoch vor der Herrlichkeit des majestätischen San-Francisco, welcher in Minas-Gerans seinen Ursprung nimmt. Die Reisebeschreiber erschöpfen sich in Schilderungen von dem romantischen Laufe desselben und bieten der Phantasie eingeborner Dichter reiche Nahrung. So anziehend er jedoch für die Einbildungskraft ist, so gefährvoll ist er für den Handel, zumal der vielen Fälle wegen, welche den Lauf der Schiffe unterbrechen und die Reisenden und die Bewohner, wenn sie augenscheinlichem Untergange ja sich nicht preis geben wollen, zu beträchtlichen Umwegen zwingen, welche meist in die Handelsgeschäfte einen kaum zu berechnenden Aufhalt und Schaden, durch Zeit- und Kostenaufwand bringen.

Die Provinz Bahia besitzt Verbindungen zu Wasser, welche hinreichend für die Bedürfnisse des Ackerbaues sind. Minder jedoch die Pflanze für den Transport ihrer Waaren. Zum Behufe desselben müssen jene nicht selten zu Landwegen ihre Zuflucht nehmen.

Den beiden wichtigsten Städten des Reiches wird die Verbindung zu Wasser mit dem Innern sehr durch den Tiquitihonha erleichtert, welcher zwischen Porto-Seguro und Ilheus in den Belmontischen Ozean sich ergießt. Seit kurzer Zeit erst hat man die wahre Quelle dieses Stromes aufgefunden, welcher die Erzeugnisse von Minas-Novas den Häfen von San-Salvador und von Rio-Janeiro zuführt.

Gegen Süden zu, nimmt die Zahl der Flüsse ab; die Verbindungsstraßen zu Lande dagegen werden erleichtert. Der Mato-Grosso gewährt alle Vortheile der Schifffahrt im Innern und man kann getrost die Hoffnung hegen, daß die Nebenflüsse des Rio-de-la-Plata dereinst mit dem Amazonenstrom sich vereinigen werden.

Die Häfen Brasiliens sind ihrer Größe und Bequemlichkeit willen, allgemein bekannt. Man schlägt solches als einen bedeutenden Vortheil an, welchen das Land gegen die Republik des Silberflusses dadurch behauptet. Aber der Fleiß der Menschen hat noch viel hier nachzuholen, bis er das Geschenk der Natur vervollständigt hat. Die Küstenfahrt bedarf einer größern Thätigkeit, der Handel größerer Ausfuhr, als bloß der Lebensmittel und Marktwaren. Wenn in die Pflanze ein unternehmenderer Geist der Industrie einst gekommen, — wird die Bewohner des Kaiserreiches

auch mehr politischer Sinn und Liebe zum neu-
erstandenen Vaterlande erfüllen.

Nicht gering sind die Hindernisse, welche dem innigern Verkehr unter den verschiedenen Provinzen die schlechte Beschaffenheit, ja beinahe der gänzliche Abgang eigentlicher Landstraßen, entgegenstellt. Die von Salvador und Rio-Janeiro nach Minas-Geraes sind die bis jetzt bedeutenden. Dennoch lassen auch sie fast gar keine Wagen, sondern bloß Maulesel zu. Der gleiche Fall ist bei der Straße von Santo Pablo nach Minas. Mit Bahia kann die Hauptstadt nur zu Wasser in Verbindung sich setzen. Zu rüstigerem Verkehr wäre eine ungemeine Zahl von Brücken nothwendig, zu deren Bau jedoch die dichten und reichen Wäldungen Material in Ueberfluß darbieten. Bahia mit Pernambuco ist bis Maranhão durch einen Weg verbunden, aber der Mangel an Saumthieren erzeugt auch hier nicht geringe Schwierigkeiten. Diese und so viele Hindernisse, die der Handel erfährt, haben die Hauptthätigkeit der Brasilianer bisher immer noch auf den Ackerbau hingeworfen. Aber mit Hülfe der Zeit und durch Don Petro's Genie werden auch sie sich heben. Inzwischen dient das, was die Industrie im Innern hemmt, zu Vertheidigung des Landes nach außen.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte der wilden Stämme und Nationen Brasiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen.

Die Ureinwohner Brasiliens haben beinahe dasselbe Loos erlitten, wie die Eingebornen aller übrigen amerikanischen Länder. Wo der verwüstende Fuß des Europäers hintrat, erstarb das Leben; der Fanatismus würgte schonungslos, was die Kriegswuth und die Habsucht übrig gelassen. Der übermüthige Jüngling einer halben oder falschverstandenen Civilisation hielt nicht nur durch seine Abstammung von Japhet und durch seine weiße Farbe sich mehr als berechtigt, seine Brüder, welchen die Natur die schwarze, die kupferne, die gelbliche Farbe verliehen, als geborne Leibeigene und Sklaven zu betrachten, sondern es bekräftigten ihn auch mönchischer Blutdurst und priesterlicher Uebermuth in dem Wahne, daß die Gottheit Wohlgefallen an der Opferung von Menschenrassen trage, deren noch in Kindheit befangener Verstand die schönen, durch Menschenfakungen jedoch so schändlich entstellten und verbunkelten Lehren des Christenthums nicht gleich gehörig zu fassen und zu würdigen wußte. Auch in Brasilien sind die meisten der eingebornen Nationen nach und nach ausgerottet oder

von der eingewanderten Bevölkerung verschlungen worden. Gleichwohl haben viele, der schwächern zumal, welche das Schwert der Sieger aus Verachtung oder Politik geschont; ihr Daseyn bis auf uns gebracht, und geben zum mindesten mehr oder weniger den Maßstab zur Beurtheilung des frühern Zustandes in diesem Lande. Wir führen dieselben, deren Namen kaum in Europa bekannt geworden, nach einander an, und entwerfen, gestützt auf die Berichte mehrerer vorzüglichen Reisebeschreiber, ein gebrängtes Bild von den Ueberbleibseln der uranfänglichen Bevölkerung Brasiliens.

Die Nation der Tupis erscheint als eine der bedeutendern. Sie hatte einst den größten Theil der Küsten von Brasilien und Guiana eingenommen. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit hält man sie für ein aus Paraguay gekommenes Volk. Noch trägt daselbst die ganze Bevölkerung den ursprünglichen Namen, welcher sich bloß nach Stämmen mannichfach abänderte. So wie einst der Norden unzählbare Legionen uns sendete, so lieferte der amerikanische Süden ohne Zweifel den Gegenden, die von der Linie sich entfernen, neue Ansiedler. Die Eroberer, nachdem sie die alten Bewohner in das Innere des Landes getrieben, vertheilten sich in Völkerschaften. Unter diesen muß diejenige der Tupinambas als die vorzüglichste angesehen werden.

Man findet nach und nach die nämlichen Sitten und Gebräuche bei der Mehrzahl der Stämme. Bei allen herrscht die Neigung zu nomadischer Lebensart und zu vollkommener Unabhängigkeit vor.

Die Tupis beschäftigten sich mit einer Art

Ackerbau; sie pflanzten Manioc und Kartoffeln, und zwar wurde das Ergebnis nach Familien vertheilt. Der größere oder kleinere Reichthum der Gegend an Wildpret entschied meistens über die Dauer des Aufenthalts. Bei jeder Wanderung wurden die Hütten von einem Orte zum andern getragen; sie waren aus Schilfrohr gebaut und mit Palmblättern überdeckt. Oft vereinigte ein Dach mehrere Familien, ohne daß jedoch vollkommene Gütergemeinschaft statt gefunden hätte. Jeder besaß seine eigene Hängematte, seinen Bogen, seine Pfeile, sein Steinmesser, und mannichfache Zierrath aus Federn. Diese letztern Dinge wurden größtentheils von den, in blinder Unterwürfigkeit gehaltenen Frauen, verfertigt.

Die Hütten der Eingebornen bildeten eine Art von Dörfern. Diese wurden, sobald von irgend einer Seite her Angriffe droheten, mit Palisaden umgeben. Oft müheten jedoch die Feinde sich nicht lange damit ab, diese Verschanzungen, zu stürmen, sondern sie schleuderten Pfeile mit angezündeter Wolle behängt, in die Wohnungen und das Feuer theilte schnell sich denselben mit. Nur, wenn die Angefallenen scharfgespitzte Pfähle in die Erde steckten und leicht mit Erdreich überdeckten, wurde den Belagerern der Sieg bedeutend erschwert.

Die Tupis erkannten das Daseyn eines höchsten Wesens an, welches mit den Sterblichen in Bliß und Donner rede. Der Anhanga, oder der böse Geist, vertrat bei ihnen die Stelle unseres Teufels. Welche Art Opfer dem guten Wesen gebracht worden, ist zweifelhaft. Die dem bösen Geiste geweihten bestanden in Früchten und in

heißem Wasser, welches über das Grab der Vordern geschüttet wurde. Die Opfer gingen in ausgeschmückten, größern Hütten vor sich, welche für Tempel gelten konnten. Die *Piana's*, oder Priester, waren mit dem noch heut zu Tage bräuchlichen, *Maraca* versehen, welches Instrument als Zeichen ihrer Würde betrachtet worden ist. Die Kandidaten zum Priesteramte hatten, gleich den Kindern der Sonne in Peru, schwere Prüfungen auszustehen. Dafür entschädigten sie sich durch frommen Betrug und unbedingte Herrschaft über Gewissen und Eigenthum des gläubigen Volkes nicht minder, als ihre Brüder in Europa. Man reichte ihnen eine Art Zehnten. Die Berührung mit dem *Maraca* flößte eben so große Ehrfurcht ein, als der Segen oder der Pantoffel Fuß des Bischofs zu Rom.

Wie im Mittelalter die geistlichen Priester, so flößten auch die der *Tupis* ihren Landsleuten bei vielen Gelegenheiten, mit Hülfe religiöser Schauer, Muth und Begeisterung ein. Die Priester lehrten um gute Belohnung, zauberische Künste manichsacher Art, und wußten, meist zu ihren Zwecken, durch Tänze und Räucherungen, die Geister, die sich ihnen anvertraut, zu betäuben und zu ihrem Interesse zu verwenden. Der Einfluß, welchen sie solchergestalt auf das Volk übten, beschränkte sich nicht auf die Geschäfte des Privatlebens, sondern dehnte sich auch auf die Angelegenheiten der Nation aus.

Die politische Verfassung der *Tupis* hatte manche auffallende Sonderbarkeiten. An der Spitze der zerstreuten Hütten, oder jedes betreffenden Dorfes, wenn man die Gesamtheit dieser wän-

bernden Wohnungen so nennen will, stand ein Oberhaupt, meist aus den Ältesten des Volkes gewählt. Seine Gewalt war jedoch nicht, wie bei so vielen andern patriarchalisch verwalteten Nationen, unbedingt, sondern äußerst beschränkt. Sein Einfluß war mehr der eines Rathgebers, als derjenige eines Gebieters. Es ist eine baare Lüge theokratisirender Alterthümer, welche um Söldlingsgold mit stets erneuerter Bereitwilligkeit die Eisen ihrer Mitbrüder schmieden helfen, daß der ursprüngliche Zustand jedes Volkes den Despotismus in sich trage.

Alle laufenden Geschäfte, welche die Wohlfahrt der Nation betrafen, wurden in einer Versammlung von Häuptlingen entschieden, welche sämmtlich dem Kriegerstande angehörten. Natürlich herrschte jener Theil, welcher Alle schützte, über die Nation. Die Aufnahme in den Stand der Krieger war übrigens mit gefährvollen Proben verknüpft, ob sie gleich an Mühsal jenen der Kandidaten des Priesterstandes nicht gleich kamen.

Die Krieger behaupteten das Recht, den Anführer sich selbst zu wählen. Die meisten Ansprüche hiezu gaben der von den Bewerbern in frühern Kämpfen bewiesene Muth und der größere Grad von Gewandtheit. Mit jedem Feldzug endigte das Amt des Feldherrn. Nicht nur in einzelnen kleinen Ueberfällen würgte man sich, sondern es standen oft, wie bei uns civilisirten Nationen, beträchtliche Massen eben so großen gegenseitig; Tapferkeit und List wechselten. Die oben angedeuteten Verschanzungsarten gaben Anlaß, daß kleine Belagerungskünste sich entwickelten. Oft wurden, je nachdem der eine oder andere Theil

die meiste Geschicklichkeit zeigte, die Belagerer in Belagerte verwandelt und die Werke, die sie zum Verderben des Feindes angelegt, führten ihr eigenes herbei. Gleichzeitig mit diesen Landkriegen, wurden oftmals auch Angriffe zur See unternommen. Die Flotte der Tupinambas bestand in ausgehöhlten Baumstämmen; oft in einem einzigen Kanot. Natürlicher Weise begannen und endigten sie stets nahe am Ufer. Die Dauer der Land- und Seekämpfe war kurz; der Ausgang unentscheidend. Die nahen Wälder ersetzten jederzeit schnell wiederum die erlittenen Verluste.

Die Tupis opferten, gleich den meisten amerikanischen Völkerschaften, die gefangenen Feinde den Göttern und den Geistern ihrer Väter. Diese Letztern sollten dadurch feierlich gerächt werden. Das Menschenopfer war deshalb mehr eine Art Wiedervergeltung für ähnliches, welches die siegreiche Familie oder das siegreiche Volk durch die Vorfahrer der Ueberwundenen erlitten hatte, als eine rein-religiöse Handlung. Die dem Tode Geweihten genossen jedoch bis zum letzten Augenblicke alle Ergößlichkeiten des Lebens. Die Kunst, noch vor der eigentlichen Hinrichtung, zehnfach und martervoll, und zwar Geist und Leib zugleich zu tödten, ist nur den christlichen und hochverfeinerten Europäern eigen. Die Tupis thaten noch mehr; sie gaben den Verurtheilten eine der schönsten unter ihren Töchtern zur Frau, und verlängerten oft Monate hindurch die Frist des Sterbens, so daß das Opfer, noch einmal schwelgend in jeder Süßigkeit des Daseyns, mit einer Art Begeisterung sein tragisches Schicksal erfüllte,

und dasselbe oftmals als eine Gunst der Götter betrachtete *).

Die Ehre, Vollzieher des Spruches an den Gefangenen zu seyn, gehörte zu den Auszeichnungen, welche am begierigsten gesucht wurden. Diejenigen Krieger, welche dazu gelangten, pflegten nach geschehener That, in den Schenkel sich Einschnitte zu machen. Diese galten in der Folge als Orden, gleich denen, welche oft viele unserer Krieger erhalten, wenn durch sie, ihre Tapferkeit und ihre Gewandtheit, eine recht bedeutende Zahl Menschen, nach Regeln der Kunst, getödtet oder verstümmelt worden ist.

Die Ceremonien, unter welchen die Hinrichtung der Gefangenen bei den Altbrasilianern im Allgemeinen gewöhnlich vor sich ging, unterschieden sich von denen, die bei andern wilden Völkern stattfanden, durch einen mindern Grad von Grausamkeit. Nachdem man ihnen einfach die Unbilden vorgeworfen, welche ihre Nation derjenigen der Sieger zugefügt und ein ungeheures Freuden- geschrei den beschlossenen Akt der Rache verkündigt hatte, endigte ein einziger Keulenschlag das Leben der Unglücklichen. Oftmals auch nahmen die Häuptlinge ihre Gefangenen, zumal wenn Jugend, Schönheit und Kenntnisse sie auszeichneten, an Kindestatt an. Noch häufiger verwendete man die, deren Leben geschont wurde, als Knechte im Hausdienst. Mit den Niederlassungen der Portugiesen traten sehr viele Veränderungen in diesem Punkte

*) Man vergleiche mit dieser Sinn- und Handlungsweise dasjenige, was die Inquisition, die Verfolger der Hugenotten, die Mörder der Albigenser gethan.

ein. Die Sklaverei mehrte sich und damit auch mehrten sich die Kriege. Die Sitten der Eingebornen wurden wilder, von dem Augenblicke an, wo die Schützlinge der Civilisation mit ihnen in Berührung kamen. Ihre Bekanntschaft brachte der Nationalunabhängigkeit den Untergang, die Stämme kamen unter einander in immer mörderischem Kampf, welcher bloß zum Vortheil der Europäer endigte; viele derselben wurden als Sklaven hin und her verfrachtet; die Mehrzahl nach und nach ausgerottet; dies geschah in folgender Zeitordnung.

Die Tapuyas zuerst sahen sich genöthigt, allenthalben ihre alten Wohnsitze an den Küsten zu verlassen und im Innern des Landes eine Zuflucht zu suchen. Die Portugiesen folgten ihnen auch dahin. Die Bedrängten hatten fortan bloß zwischen Sieg, Tod oder Knechtschaft zu wählen. Da sie auf verschiedenen Punkten zerstreut sich befanden, so war ihre Bezwingung sehr erleichtert. Wir müssen den Abgang ausführlicherer Nachrichten über dieses Volk sehr bedauern; die wenigen Notizen, welche man von ihm besitzt, erregen großes Interesse. Obgleich den Tupis in vielen Dingen ähnlich und verwandt, unterschieden sich die Tapuyas doch in manchen andern wesentlich von denselben. Dazu gehört besonders die Enthaltung von Menschenopfern.

Die Vertreibung der Tapuyas schien den Uebrigen die Augen über das ihnen Allen bevorstehende Loos geöffnet zu haben. Viele der einzelnen kleinen Stämme verbanden sich fortan zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen den Feind. Allein ihr kindischer Verstand und ihre geringe Erfahrung waren leicht zu überlisten. Einzelne

teressen trennten allzufrühe das lockere Bündniß wieder. Sie haßten bald sich eben so unversöhnlich, als früher gemeinsame Erbitterung sie gegen die Tapuyas getrieben hatte.

Unter den Nationen, welche den Tapuyas früher gegenüber gestanden und zu der Verbindung der Tupis gehörten, eine Verbindung, welche den Portugiesen oft unzuberechnenden großen Schaden zugefügt, rechnet man besonders die bereits oben erwähnten Tupinambas, die Tupinans und die Tupinikinen. Von geringerm Gewichte waren die Tamoyos, die Cahetes, die Amapiras u. A.

Noch finden sich, ganz in der Nachbarschaft von diesen, mehrere Andere, welche weder zu den Tupis, noch zu den Tapuyas zu gehören scheinen. Einige halten sie für die Ueberreste der allerältesten Bevölkerung; Andere für Stämme, die aus dem tiefsten Innern gekommen und durch unglückliche Ereignisse den Küsten zugetrieben worden. Unter ihnen zeichneten vorzüglich die streitbaren Uirajaras sich aus, welche mitten in der heutigen Provinz Bahia lebten und durch Sprache und Sitten von den übrigen wilden Nationen durchaus verschieden waren.

Aus den Berichten der ersten portugiesischen Entdecker und Eroberer kann man zum mindesten einige Hauptumrisse des Zustandes und der Schicksale der Eingebornen Brasiliens gewinnen, wenn auch, beim Untergange so vieler derselben so wie aller Denkmale ihres frühern Daseyns, an eine eigentliche Geschichte nicht zu denken ist.

Die Carijos, sehr wahrscheinlich ein Theil der großen Nation der Guaranis in Paraguay,

fielen zuerst unter das Joch der Europäer, da ihre Vorliebe zum Ackerbau den kriegerischen Übungen sie entzogen hatte. Ihre Fortschritte in demselben machten den neuen Ansiedlern ihren Besitz äußerst wichtig. So sehr jedoch viele Stämme rings um sie her die Carijos, solch schneller Ergebung willen verachteten, so verbanden sie sich doch sehr bald mit den gehassten Portugiesen. Der Ursprung einer großen Zahl von Mestizenfamilien soll in diese erste Periode fallen.

Die ganze Küste von dem Vorgebirge St. Thomas bis Angra-Dos-Reis war im Besitze der Tamoyas. Sie erlitten zuerst durch die Guantakazes blutige Niederlagen und wurden in das Innere des Landes gedrängt; hierauf, nach abermaliger Erscheinung an den Ufern des Weltmeers, wurden sie fast gänzlich durch die Portugiesen vernichtet. Dasselbe Schicksal ward nicht lange darauf auch ihren Feinden zu Theil. An der äußersten Spitze der Statthalterschaft von Rio-Janeiro nur noch findet man wenige Ueberreste des Volkes der Guantakazes, wiewohl unter dem Namen der Coroados. Sie allein, unter allen Eingebornen Brasiliens, besitzen noch Ueberlieferungen und Denkmale, und vielen alten Bräuchen und Sitten sind sie von allen am meisten treu geblieben.

Die Guaynazes bildeten nicht minder eine streitbare Nation, aber immerhin viel zu schwach, um ihren alten Feinden und den Europäern zugleich lange widerstehen zu können. Bald verschwanden sie, entweder völlig vernichtet, oder mit andern Stämmen verschmolzen.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß von

dem zahlreichen und mächtigen Volke der Tupinambas in dem Gebiete von Rio-Janeiro gar keine Spuren mehr übrig geblieben sind. Es drängt sich daher die Vermuthung auf, daß bei der allgemeinen Auswanderung der Nation alle Stämme sich vereinigt haben.

Die Tupinikins und die Tupinaes bildeten wahrscheinlich früher nur eine und dieselbe Nation. Trotz mancher Irrungen unter sich, und ihrer eigenthümlichen Lage zwischen Rio-Janeiro und Bahia, vereinigte sie dennoch ein gemeinschaftlicher Haß wider die Tupinambas. Bei Ankunft der Portugiesen nahmen die Tupinikins zuerst dieselben gastlich auf, vielleicht in der Hoffnung, durch deren Beistand ihre alten Feinde noch sicherer demüthigen zu können. Bald hatten sie Ursache, ihre Unvorsicht oder ihre Politik zu bereuen. Sie sahen sich gezwungen, die Küsten, welche bis dahin durch reichlichen Fischfang ihnen Nahrung verschafft, zu verlassen und in die Wälder sich zu flüchten. Zu der Bedrängniß durch die Fremden, kam nun auch noch der Schrecken vor den Aimorés, einem troßigen Volke, das bisher im Innern des Landes gehaust. Dieselben zeigten sich gegen Portugiesen und Tupinikins gleich feindselig und die gemeinsame Gefahr bewirkte zwischen den unhöflichen Gästen und den alten Bewohnern des Küstenlandes ein annäherndes Verhältniß, welches den Portugiesen viele wesentliche Vortheile gewährte. Tupinaes und Tupinikins wurden in der Folge durch gleiches Unglück zu Erneuerung des alten Bündnisses unter sich bewogen.

In allem wesentlich verschieden, zeigten sich

die trogigen Aymores, von den Wilden selbst als Wilde betrachtet. Auch die geringsten Anfänge der Kultur waren und blieben noch lange denselben fremd. Es scheint, daß sie aus den dichtesten Wäldern und aus den dürrn Oeden von Pernambuco, Siara und Piahy gekommen.

Zu ihren Sonderbarkeiten gehörte eine unüberwindliche Scheu vor dem Wasser. Sie aßen das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, nicht aus Rache, sondern aus Bedürfniß der Nahrung.

Die Nähe der Aymores war für die Pflanzter von Porto Seguro, S. Amoro und Ilheus sehr verderblich. Der größte Theil ihrer Sklaven wurde von jenen entführt und aufgezehrt. Ueber dreihundert Portugiesen selbst kamen im Streite mit ihnen um. In der Folge demüthigte man jedoch ihren Troß, trieb sie in die Wälder zurück und vernichtete sie beinahe gänzlich. Die heutigen Botocoudas, (sich selbst nennen sie Engerácmung) in den großen Urwäldnissen am Doce und Belmonte und vom Flusse St. Matheo hinab, bis an die Seeküste sollen die Ueberreste dieser barbarischen Nation seyn *). Wir werden in einer spätern Stelle unseres Werkchens, in der Schilderung des Landes Brasilien und seiner Bewohner, auf diese Botocoudas noch einmal ausführlich zu sprechen kommen.

Den nämlichen Gegenden zu, zwischen Porto-Seguro und Espirito-Santo, hauseten einst auch

*) Auf der Karte des Engländers Mawe ist ihr Land im Allgemeinen als die Heimath der Anthropophagen-Indier bezeichnet. Prinz Max von Reuwied Reise n. Br. II. 1.

die Papanazes. Sie wurden, nicht durch die Europäer, sondern durch ihre eigenen Landsleute, die Tapinikins und die Guantakazes, auf das fürchterlichste heimgesucht und in das Innere des Landes gedrängt. Man glaubt, daß noch Abkömmlinge dieses Stammes, wiewohl unter andern Namen, in Brasilien vorhanden sind.

Wir kehren jedoch nunmehr zu dem wichtigsten Volke unter den Eingebornen Brasiliens, nämlich zu den Tupinambas, zurück. Die Bucht von San-Salvador gehörte ihnen größtentheils eigen. Sie zeigten, mehr als ihre übrigen Brüder, Anlagen zur Kultur. Aber ein furchtbarer Rachekrieg, welcher alle Stämme, über die Entführung einer Jungfrau aus dem einen derselben, unversöhnlich entzweite und alle frühern Verhältnisse zerriß, machte den schönen Hoffnungen ein Ende. Die Kräfte des Volkes wurden sofort unnütz versplittert und den Fremden die Unternehmungen auf das gemeinschaftliche Vaterland dadurch sehr erleichtert. Vergebens boten sie diesen muthvollen Widerstand; ihre rohe Tapferkeit unterlag dem Genie der Europäer. Nachmals ergriffen sie nicht selten in den Kriegen derselben Partie, bis sie plötzlich von dem alten Schauplatz ihrer Thätigkeit verschwanden und nach den Wildnissen des Nordens, welche größere Sicherheit verhiessen, in Masse auswanderten. Es ist schwer, heut zu Tage die Spur dieser Nation wieder zu erkennen. Dürfen wir jedoch den Geschichtschreibern glauben, so finden sich noch Abkömmlinge der Tupinambas in der Statthalterschaft Bahia vor, und auch in Peru sollen sich, in Folge einer abermaligen Trennung in Nord-

Brasilien, einzelne Stämme oder Abtheilungen von solchen, niedergelassen haben.

Wir erwähnen hier ferner noch der Amaspiras, welche jenseits San Fernando getroffen wurden, gleichfalls Abkömmlinge der Tupis, jedoch getrennt von ihnen seit den Tapunaskämpfen. Ebenso der Ubirajaras, ihrer geschwornen Feinde, einer höchst barbarischen und unbändigen Nation, welche wahrscheinlich durch das Schwert der Portugiesen gänzlich vertilgt worden ist. Ferner der Cahetes, eines grausamen und allverhassten Menschenschlages, in der jetzigen Provinz Pernambuco, zwischen dem San Francisco und dem Rio Parahyba gelagert. Sie waren mit den Tupinambas in unversöhnliche Kriege verwickelt, erlagen aber zuletzt der vereinigten Macht dieser, der Tupinaes und der Tapunas. Nur wenige Haufen retteten sich in die Gebirge von Aquesiba.

Den Schluß mögen die Pitiguaries machen. Dieselben, anfänglich zwischen dem Rio-Grande und Parahyba eingehaust, sodann bis zum Amazonenflusse sich ausbreitend, hielten, als Europäer in Brasilien erschienen, mit besonderer Vorliebe die Partei der Franzosen und unterstützten sie kräftig auf allen ihren Zügen.

Von vielen andern kleinen Nationen und Stämmen, welche entlang der Küsten einst gewohnt, schweigen wir. Ihr Namensverzeichnis hat weder für die Geschichte der Menschheit, noch für die Kenntniß der Schicksale des Landes, mit dem wir uns beschäftigen, besondern Werth. Vielmehr eilen wir jetzt, die merkwürdigen Ereignisse zu schildern, welche die erste Entdeckung und Besiznahme Brasiliens durch die Europäer begleitet haben.

Drittes Kapitel.

Die Geschichte der Entdeckung des Landes Brasilien.

Die glücklichen Ergebnisse der Entdeckungsfahrten Vasco da Gama's in Ostindien hatten in allen Portugiesen ein edles Feuer der Nacheiferung entzündet. Die Nation, ihrer Kräfte bewußt und an vielen ausgezeichneten Männern reich, sehnte sich nach neuen Entdeckungen und Eroberungen. Viele Seefahrer, Glücksritter sowohl als gediegene und besonnene Köpfe, boten dem Hofe ihre besten Dienste an. Der König Dom Manoel I. gab dem Impulse dieser Nationalbegeisterung auch diesmal nach und rüstete abermals eine Flotte aus. Der erfahrene Seemann, D. Petro Alvarez de Cabral, durch vielfache Verdienste die er in Ostindien bereits sich erworben, zu hohem Vertrauen berechtigt, ward an die Spitze des Unternehmens gestellt und lichtete im Jahr 1500 die Anker.

Die Küsten von Afrika mußten diesmal vermieden werden; darum suchte er das Weite. Die widrigen Winde zwangen ihn, eine dem ursprünglichen Plan entgegengesetzte Richtung zu nehmen und er sah sich plötzlich auf die Küste des mittäglichen Amerika verschlagen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß schon etwas früher Colon's treulofer Gefährte Pinzon dieselbe gesehen hat. Doch beschränkte sich die ganze Thätigkeit desselben auf einiges Kreuzen in der Mündung des Amazonenflusses; er kam nicht über den Maragnon, erfüllt von der falschen Voraussetzung Columb's, die auch andere Seefahrer getäuscht, daß die entdeckten Länder nichts anders denn Theile des großen indischen Festlandes seien, und die Fahrt war durchaus von keinem Resultate begleitet gewesen.

Alvarez Cabral gab dem von ihm entdeckten Berglande den Namen Monte-Pascoa, da gerade die Entdeckung in die heilige Osterwoche gefallen war; den Rest des Kontinentes aber nannte er Vera Cruz.

Das Betragen der Portugiesen gegen die Eingebornen, welche mit neugierigem Erstaunen um die fremden Gäste sich herdrängten, war von demjenigen der Spanier auf den meisten Punkten ihrer Entdeckungen sehr verschieden. Es erweckte Zutrauen, die Eingebornen nahmen freundlich sie in ihre Hütten auf und waren entzückt über die kleinen Geschenke die sie erhielten, wiewohl der Reiz der Neuheit gar bald wieder nachließ.

Was die Aufmerksamkeit der Wilden am meisten erregte, war der wunderbare Gebrauch, den die Ankömmlinge von dem Eisen zu machen wußten. Mit Erstaunen sahen sie, mit welcher Leichtigkeit den Streichen der Art der Baum erlag, aus welchem das Symbol der christlichen Religion, das Kreuz, gezimmert wurde. Die Unglücklichen ahneten nicht, wie bald an dasselbe ihre altererbte Freiheit geschlagen werden würde.

Manche der religiösen Ceremonien, unter welchen die Indianer — so hieß man damals auch die Bewohner Brasiliens — ihre Götter verehrten, hatten große Aehnlichkeit mit den christlichen, welche in der That nicht selten das Gepräge des Heidenthums trugen. Darum glaubten die Entdecker, mit leichter Mühe die Barbaren für den christlichen Glauben zu gewinnen. Allein, wie wir bald Gelegenheit finden werden, zu zeigen, sie täuschten sich hierin gewaltig; der grobe Egoismus der Europäer zerstörte allzubald die Täuschung der Natursöhne über die Vortrefflichkeit der fremden Männer und flößte ihnen dadurch Abscheu und Verachtung auch gegen die Götter derselben ein.

Längere Zeit blieb Jenen unbewußt, welcher Art Schätze das neuentdeckte Land in sich verschloß; und Verbrecher, die man hierum begnadigte, wurden in das Innere entsandt, genaue Nachforschungen deshalb anzustellen. Den Rath einiger Portugiesen, Eingeborne einzeln aufzugreifen und ihrem Vaterlande entführt, nach Europa als Zeugen und Trophäen der geschehenen Entdeckung zu schicken, verwarf der edler gesinnte Cabral, als unmenschlich und unchristlich. Heil den Brasilianern, wenn solche Grundsätze immerfort siegreich sich erhalten hätten!

Raum war jedoch das Schiff, welches die Nachricht von den wichtigen Ergebnissen der Entdeckungsfahrt nach Lisboa überbringen sollte, den Uebrigen aus dem Gesichte, als einer der Hauptleute Cabrals, Gaspard de Lemos, der zum Befehlshaber jenes Fahrzeuges ernannt worden war, gegen das ausdrückliche Verbot des Admi-

rale, zweier Eingebornen sich bemächtigte und sie auf das Schiff schleppen ließ, um damit vor dem Hofe groß zu thun; der Anblick dieser Indianer machte in Vielen die Begierde nach ähnlichen Unternehmen, wie das des Cabral, noch mehr als zuvor rege und Projekte wurden auf Projekte geschmiedet. Der Mann selbst, welcher die Mühen des Tages getragen, ärndtete am wenigsten den Dank davon. Abenteuerer, wie Nicolas Conlho, und Großsprecher, wie Amerigo Vespucci, machten sich bald darauf seine Verdienste zu Nutzen und es gehört selbst in neuester Zeit zum Tone des Tages, dem genialen Deutschen Martin Behaim, welcher auf alle diese Entdeckungsfahrten den größten Einfluß geübt, ja welcher selbst die allererste unternommen haben soll, völlig in den Hintergrund zu stellen *). Amerigo Vespucci's und seiner Thätigkeit, wie seines Unverdienstes, ist bereits in der Geschichte von Portugal erwähnt worden. Wir bemerken also hier nur um des Zusammenhanges willen, daß er auf seiner zweiten Reise (1502) die erste Niederlassung auf dem neu entdeckten Festlande, nämlich in der Bucht Allerheiligen, gegründet.

Bahia und die ganze Küste hinunterwärts bis zur magellanischen Meerenge ward durch Christoval Jacques aufgefunden. Auf vielen einzelnen Punkten des Landes nahm er Besitz von demselben und pflanzte die Fahne seines

*) Der Verfasser wird es sich zur Pflicht machen, in einer besondern Abhandlung dereinst die Verdienste des Martin Behaim auseinander zu setzen, und alles, was auf ihn Bezug hat, zu sammeln.

Monarchen auf. Die Gründung der Colonie Porto-Seguro, in dem Gebiete von Vera Cruz, ist ebenfalls sein Werk.

Bald reizte nun die Kunde von Schätzen, die das Land in sich verschließen sollte, deren Spur jedoch erst später aufgefunden wurde, die Neugierde vieler Abenteurer. Das wichtige Farbholz, so man in der einen Abtheilung entdeckte, zog die thätigste Aufmerksamkeit der Handelswelt dahin. Jene Gebietsabtheilung erhielt von dem wichtigen Funde den Namen *), und er wurde nachmals auf das gesammte Land ausgedehnt. Das brasillische Farbholz blieb lange Zeit der einzige wesentliche Gewinn der neuen Entdeckung.

Während den Jahren 1502 — 1516 hatten mancherlei Colonisationsversuche und Landungen statt, welche besonders von Ostindien aus unternommen wurden. Nicht immer segnete jedoch dieselben ein glücklicher Erfolg. Nicht selten kamen sie durch die Waffen der Eingebornen, noch öfter durch Mangel an Lebensmitteln, um. Die allzu eifertig und leichtsinnig angelegten Niederlassungen wußten, auf dem ungeheuern Gebiete allzu sehr von einander entfernt, wechselseitig nichts von sich. Nur die Fahrten des Castilianers Solis, welcher bis in die Bai von Ganabara (Rio-Janeiro) vorgebrungen, die des berühmten Fernandez Magalhaens, von der irgendwo anders die Rede seyn wird, und die des Diego Garcia (1526) zeichneten sich unter den vielen frucht- und ruhmlosen aus.

*) Vergl. darüber die Statistik Brasiliens, als letzte Abtheilung dieses Werkchens.

Viertes Kapitel.

Des Landes Eintheilung in Statthalter- schaften.

Der hohe Werth des entdeckten Landes, in Bezug auf die aus ihm zu gewinnenden Naturprodukte und Schätze jeder Art, fiel bald in die Augen. Was das immer nur nach neuen Eroberungen sich sehnende Genie Dom Manoels zu gründen vergessen hatte, suchte der sorgliche Fleiß Dom Joãos III. ins Werk zu setzen. Die erste Art der Verwaltung des Landes zeugte aber nicht von geläuterten Grundsätzen politischer Oekonomie. Das Land wurde in neun erbliche Statthalterschaften eingetheilt. Ein strenges Feudalsystem, mit dem Geiste der Eingebornen im feindseligsten Widerspruch, zerstörte gleich Anfangs einen großen Theil der Hoffnungen, welche man mit Recht von den unverfälglichen Quellen dieses Landes für Portugal sich machen durfte.

Jeder der Edlen, welche solchergestalt mit der Regierung des Landes beauftragt worden, hatte zugleich das Recht, vierzig bis fünfzig Meilen der Küste entlang, so viel zu erobern, als ihm möglich war, und diejenigen Niederlassungen zu gründen, welche ihm zweckmäßig scheinen mochten. Ihnen stand es zu, Gesetze und Befreiheiten zu

Geschichte von Brasilien. I. 2

ertheilen, und, von jeder höhern Gewalt unabhängig, Gesetze und Abgaben aufzuerlegen. Sie besaßen ferner das Recht, so viele Eingeborne, als ihnen genehm, zu Sklaven zu machen. Nur tödten durften sie dieselben nicht,

Die Niederlassung des Dom Martino Alfonso de Souza, dessen Familie in den ostindischen Ereignissen berühmt geworden, war die erste bedeutendere, und zwar im Süden Brasiliens. Die herrliche Bucht von Rio-Janeiro hatte er nur berührt, um ihr einen Namen zu geben (1532). Nach verschiedenen Kämpfen mit den Wilden, welche Landung sowohl, als Colonisation ihm streitig gemacht, und mit dem Beistande eines entschlossenen Portugiesen, Ramalho, der durch Schiffbruch zu den Carijos verschlagen worden und durch seine Persönlichkeit unter denselben zu Ansehen gekommen war, gelang ihm von des St. Vincent Besitz zu nehmen und eine Niederlassung zu bewerkstelligen. Der verhängnißreiche Anbau des Zuckerrohrs wurde in dem Lande Brasilien durch ihn begonnen. An seinen Namen knüpfen sich daher alle Erinnerungen commerzieller Vortheile seiner Nation und alle Flüche einer zu harter Dienstbarkeit verurtheilten Menschenvaffe.

Nach seiner Rückkehr gen Lisboa erhielt Souza den Titel eines Admirals von Indien und viele andere Auszeichnungen und Vollmachten (1534).

Wieder glücklich war sein Bruder, Dom Lopez de Souza, welcher zu Santo Amaro, in der Nähe von San Vincente sich niederlassen. Nach mehreren heißen Gefechten mit den Eingebornen, kam er in der Mündung des Rio

de la Plata durch Schiffbruch um. Seine Colonie gerieth in die Hände Anderer.

Die nächsten Jahre gingen ohne besonders wichtige Ereignisse vorüber. Die Geschichte der meisten übrigen Pflanzungen weist bloß das traurige Bild von Unterdrückung und Vernichtung der Eingebornen auf. Unter denen, welche am meisten sich nach den Brüdern Souza's ausgezeichnet, führen wir Goes, Freund des Lopez, Coutinho, Martin Ferreira, Figuerero Correa und Duarte Coelho Pereira an.

Die beiden Erstern gründeten die Capitanerie Parahyba; jedoch wurde solche bald wiederum aufgegeben. Mit mehr Erfolg behauptete sich in Espirito-Santo der tüchtige Coutinho. Er suchte die Tupinikins mehr durch Kultur, als durch Waffen, zu besiegen und an das Interesse der Portugiesen zu fesseln. Seine Anstrengungen wurden theilweise reichlich belohnt. Die Zuckersiederien von Porto-Seguro, für die Industrie des Mutterlandes bald darauf ein wichtiger Artikel, verdankten ihm allein ihren Ursprung.

Dom Correa, mit Hülfe des Romerra, nahm von dem Gebiete Besitz, welches die heutige Capitanerie des Ilheus bildet. Längere Zeit blieb die herrliche Bucht San Salvador, bewohnt von Tupinambas, ohne Bebauer, und Pernambuco, wahrscheinlich seines günstigeren Klimas willen, wurde vorgezogen.

Dom Coelho Pereira, welcher damit belehnt worden, zeichnete sich durch mancherlei verständige Maßregeln in der Verwaltung des Landes aus. Er hatte nicht nur gegen feindselige Stämme unter den Eingebornen, sondern auch

gegen Angriffe der Franzosen zu kämpfen. Durch kluge Verbindungen mit andern wilden Nationen gelang es ihm die Colonie sicher zu stellen. Die Stadt Olinda erhielt durch ihn ihren Ursprung. Eben so nahm, durch seine Veranstaltung, die Ausfuhr mit den Farbehölzern ihren Anfang, ein Artikel, welcher der europäischen Handelswelt so unentbehrlich geworden ist, und den portugiesischen Colonisten unermessliche Schätze gebracht hat.

Das Wachsthum der neuen Ansiedlungen, ward nicht nur durch die Habsucht und den abenteuernden Hang der Europäer, sondern auch durch ihren Fanatismus bedeutend gefördert. Eine große Menge Juden, welche die für Portugal so überaus unklugen Verfolgungsbefehle Don Joao's und des Glaubensgerichtes aus dem bisherigen Vaterlande getrieben, flüchteten sich nach dem neu entdeckten Festlande von Amerika. Mit weniger Habe aber andauerndem Fleiß besiegten sie bald die Hindernisse des tropischen Klimas, und die Civilisation Brasiliens verdankt vorzüglich dieser Klasse von Eingewanderten sehr viel.

Ein durch Schiffbruch an die Küste von Salvador verschlagener Jüngling, Don Alvarez Correa, unternahm es, die Tubinambas mit den Sitten und Künsten seiner Heimath vertraut zu machen. Sein einnehmendes Wesen hatte ihm die Liebe der Tochter eines Häuptlings gewonnen. Durch sie kam er zu Einfluß und endlich zur Herrschaft über die Nation. Er regierte sie mild und weise. Allein so etwas vertrug sich mit dem kriegsknechtisch-mönchischen Geiste seiner Zeit und seiner Heimathgenossen nicht. Es erging ihm bei nahe wie Balboa in Darien. Ein anderer por-

tugieffischer Edler, Francisco Perenra Coutinho, langte an, mit großen Vollmachten des Königs und mit der Bestallung als Statthalter über alles Land zwischen der Spitze San Antonio und San Francisco.

Dieser ließ den Correa verhaften *). Seine Soldaten mishandelten ungestraft das Volk und empörten allenthalben die Gemüther. Der Gedanke des Widerstandes wurde rege, besonders angestachelt durch die glühende Beredsamkeit Paragouassou's, der Gattin Correa's, welche ihren Gemahl zu befreien eilte. Das Joch des Statthalters wurde abgeschüttelt. Kaum fand er auf Dos Ilheos eine Zuflucht vor der Eingebornen rächerischen Pfeilen. Alvarez schleppte er übrigens, immer noch gefangen, mit sich fort.

Bereits hatte jedoch die süße Angewöhnung der Knechtschaft einen Theil der Tapinambas angestekt und war ihnen lieber geworden, denn die altererbte allzureizlose Freiheit ihrer Väter. Diese

*) Gewöhnlich bringt man, sobald von schneidendem Undanke des Staates gegen ausgezeichnete Männer die Rede ist, den Republikanismus, als vorzüglich damit besleckt, zur Warnung hervor. Man vergleiche aber einmal was, wir wollen eine Menge alter und neuer Beispiele unberührt lassen, nur einmal im Mittelalter der neuern und neuesten Zeit das Benehmen der spanisch-portugiesischen Könige gegen ihre größten Helden, vom Eid und den Entdeckern der neuen Welt, bis zu Palasor, dem Vertheidiger von Saragossa, dem inepurabel erklärten Palasor, mit dem, was die Schweiz, die Hanse und die vereinigten Niederlande ihren großen Männern gethan. Anmerkung eines gebornen Republikaners.

Faktion verschwör sich insgeheim und rief den vertriebenen Coutinho zurück.

Er eilte, ihren Wünschen sich zu fügen; aber ein heftiger Sturm vereitelte die Rückkehr, und der Haß der Mehrzahl des Volkes vereinigte sich schnell mit den Elementen, des Drängers für immer sich zu entledigen. Auf die Insel Itaparica geworfen, fiel er den wüthenden Horden, welche auf ihn lauerten, in die Hände und wurde mit all' seinem Volke erschlagen. Der edle Alvarez allein entging dem allgemeinen Blutbad und ward von den Eingebornen auf's neue mit Jubel aufgenommen.

Als die Kunde von dem Geschick Coutinhos nach Europa gekommen, überdachte der König Dom João die hohe Wichtigkeit der Capitanerie San Salvador mehr, als' zuvor. Er beschloß hier eine Hauptniederlage gründen zu lassen und durch Erbauung einer Stadt den verschiedenen Pflanzungen in Brasilien einen Stütz- und Mittelpunkt zu geben. Dem zufolge ward eine neue Flotte ausgerüstet und theils mit freiwilligem Kriegs- und Seevolk, theils mit Verbrechern, denen man hiedurch Gnade angedieh, bemannt. Verschiedene, adeliche sowohl als bürgerliche, Familien, welche ihr Glück zu gründen oder das Verlorne herzustellen gedachten, nahmen Theil an der Fahrt. Dom Thomé de Souza erhielt, als künftiger General-Gouverneur den Oberbefehl. Diesem sollten fortan nicht nur die oberwähnte, sondern auch alle übrigen Landschaften unterthan seyn. Die übertriebenen Vorrechte der Sennors und Pflanzeur wurden, durch einen weisen Rathschlag des Königs, theils aufgehoben, theils be-

beschränkt. Damit hoffte man den Colonial-Anstrengungen mehr Einheit und Bestand und gegen den Uebermuth und die Unvorsicht einzelner Befehlshaber vorkührende Maßregeln gegeben zu haben.

Der Erfolg entsprach den Erwartungen. Der neue Statthalter, verständiger und besonnener als sein Vorgänger, setzte sich mit Alvarez, der noch unter den Tupinambas verweilte, in freundschaftliches Einverständniß. Dasselbe war für die Colonisten von größter Wichtigkeit, weil dadurch die bereits aufs äußerste erbitterten Gemüther der Eingebornen wieder besänftigt wurden.

Bald wurde nun der Grund zur besprochenen Stadt gelegt, jedoch nicht in der glücklichsten Lage und ohne Plan und Einsicht. Einige Meilen weiter in die Bucht hinein, und alles würde ein besseres Aussehen gewonnen haben. Souza's Eifer und Alvarez's Patriotismus besiegten, so viel möglich, alle Schwierigkeiten und die arglosen Tupinambas unterstützten auf jegliche Weise das Unternehmen der fremden Gäste, nicht ahnend, daß sie an der Zwing arbeiteten, daraus ihre Tyrannen und Mörder einst hervorgehen sollten.

Das gute Vernehmen zwischen Europäern und Eingebornen wurde zuerst durch den unvorsichtigen Streit eines Portugiesen mit einem Tupinambas gestört. Der Erstere fiel, getödtet. Der Stamm, zu dem er gehörte, erschreckt dieser That und lieferte den Mörder aus. Aber von nun an herrschte zwischen beiden Theilen großes Mißtrauen. Die Mehrzahl der Portugiesen wünschte sich wohl gar mehrere solcher Anlässe, um wür-

gend und raubend über die heidnischen Barbaren herfallen zu können (1550).

Zu allem Unglück mußten nun auch Jesuiten sich nähern, indem überall, wo die Fackel des Mordes, der Zwietracht und des Fanatismus loberte, dies Affassinengeschlecht *) der neuern Zeit an der Spitze, oder sonst doch besonders thätig war. Wie in Japan, Indien und China mischten sie sich, mit zudringlichem Bekehrungseifer und zugleich mit feiner Speculation für das Interesse ihres Ordens und der Hierarchy, in das innere Leben des Volkes und gedachten für die alten Götzen ihm ihre Heiligen aufzuzwingen **). Ihre Deklamationen gegen die Menschenopfer, in der ganzen Sache das Beste und das Alleinwohlthätige für die Menschheit, reizten zuerst zum Grimme, besonders nachdem einer der dem Tode geweihten Gefangenen durch sie entführt worden war. Die Tupinambas schworen, die Altäre der

*) Seit der geniale und gelehrte Joseph von Hammer die genaue Uebereinstimmung der Lehre und der Geschichte der Affassinen und der Jesuiten siegreich dargethan hat, ist es erlaubt, obigen Namen in buchstäblich wahren Sinne, nicht bloß als Vergleichungs-Hyperbel, zu gebrauchen. Anmerkung eines aufgeklärten Katholiken.

**) Die Namen der mit Th. de Souza eingeschifften Jünger Loyolas waren: Juan d'Aspiculcunta, Antonio Pireo, Leonardo Runez, Diego de St. Jago, Vincenz, Rodriguez, Manoel Robrega.

Wie soll ich — antwortete ein Eingeborner eines Tages einem der bekehrungsfüchtigen Pater — wie soll ich meinen alten Glauben an einen neuen geben, der diejenigen, die ihn bekennen, nicht besser gemacht hat, als ich bin. Clade. I. 89.

Götter und die Gesetze des Landes an den Entweihern derselben zu rächen.

Leider unterlagen sie meist den gewandtern Künsten der Europäer, und die Jesuiten, bald als Rächer des erzürnten Christengottes, bald als väterliche Leiter einer verirrtten Nation *), setzten ihre Bekehrungsgeschäfte fort und erwarben sich abwechselnd bald den Haß, bald die Dankbarkeit derselben. Immer mehr und mehr in den alterlichen Bräuchen und Sitten beschränkt, zog die Mehrzahl es vor, neue Einöden aufzusuchen, um ja nur nicht zur europäischen Lebensweise gezwungen zu werden. Von dem Reste, welcher zu letzterer sich bequeme und in der Colonie San Salvador zurückblieb, stammen die heut zu Tage noch daselbst vorhandenen Mestizen ab.

Der gute Geist, welcher im Beginne der Verwaltung Don Thomas de Souza geherrscht,

-
- *) Die frommen Väter entsetzten sich, als einst ein Tupinambas, der die Gabe Wunder zu wirken, trotz einem Jesuiterheiligen, geltend machte, einem von ihnen, auf die Frage — ob er solche durch die Kraft des guten oder des bösen Geistes verrichte? — geradezu antwortete: „Ich selbst bin Gott und mit Gott verwandt. Der Gott, welcher im Himmel regiert, ist mein großer Freund; er theilt sich mir mit; er offenbart sich meinen Augen in Mitte der Wolken, durch Blitz und Donner.“ Clade. II. S. 40. Hätte der Tupinambas solches in unsern Tagen gesprochen, würden die Quotidienne und der Herr von Haller ihn ohne Zweifel als Glied der großen Verschwörung zu Umsturz der Throne und Altäre bezeichnen, welche allein jetzt noch durch Don Miguel und Don Carlos Grundsätze und Systeme zu retten sind.

nahm nach und nach in bedeutendem Grade ab. Der Geiz, die Grausamkeit und die Wollust, die Glaubensstyrannie und alle europäischen Lieblingslaster jener Zeit bemächtigten sich nach und nach der Portugiesen. Weiber und Töchter wurden oft den Eingebornen gewaltsam entrisen; Männer und Brüder zu Sklaven gemacht. Statt das erste Lebenselement jedes Staates, zumal eines neugegründeten, den Ackerbau, sorgfältig zu pflegen, lechzten sie nur nach den Diamanten und Goldkörnern der brennenden Wüsten. Dadurch litt die Bevölkerung wie die Sittlichkeit des Volkes, ohne daß für so große Opfer die Nation in der Hauptsache ein denselben entsprechendes Resultat gewonnen hätte.

Dom Souza, dessen besonnene und wohlwollende Plane in mehr als einer Beziehung durch Leidenschaften und Ränke durchkreuzt wurden, sehnte sich im vierten Jahre bereits nach Abberufung von seinem kritischen Posten. Sein Wunsch ward ihm gewährt und Don Duarte da Costa zu seinem Nachfolger bestimmt (1552). Eine Rottte Jesuiten begleitete ihn, voll ehrgeiziger Projekte für Ausbreitung der Ordensmacht. Da Costa, ein energischer und wohlunterrichteter Mann, durchschaute sie noch während der Reise. Er beschloß ihren Entwürfen muthvoll, im Interesse der Krone entgegen zu treten. Die ehrwürdigen Väter, als sie in den meisten Unternehmen, welche mit diesem lebten nicht verträglich schienen, sich gehemmt sahen, beschlossen der verhassten Aufsicht des Oberstatthalters sich zu entziehen und wanderten dem äußersten Süden des Landes zu, bis zur Ebene Piratininga. Hier bauten sie sich Hütten und

begannen in der That, auf eigene Rechnung, die Urbarmachung und Civilisirung eines ungeheuern Striches auf eine Weise, die ihrem Genie Ehre machte und ihren Namen noch unsterblicher hinterlassen haben würde, wäre das Werk ihres Geistes und ihrer Hände mit weniger Berechnung für das Interesse einer gegen alle Staaten feindseligen Rasse, als für Grundsätze der Religion und der Humanität zu Stande gebracht worden.

Bereits ist der berühmten Jesuiten-Colonie von Paraguay in der Geschichte von Portugal Erwähnung geschehen: der Verlauf der Begebenheiten wird uns alsbald noch einmal dahin zurückführen; und noch umständlicher wird in der Geschichte dieser theokratischen Republik Francia's das kühne Werk mönchischer Politik, mit all seinen Licht- und Schattenseiten, geschildert werden.

Fünftes Kapitel.

Der Franzosen Ansiedlung und Schicksale
auf dem Festlande Brasiliens.

Beinahe alle unbefangenen Geschichtschreiber neuerer Zeit drücken ihr Erstaunen über das Uebermaß von Naivität aus, mit welchem ein Bischof von Rom, Länder eines neuen Welttheils, von denen er kaum erst reden gehört, unter die von ihm begünstigten Könige vertheilte. Auch wir haben in der Geschichte von Portugal der be-

rühmten Linie erwähnt, welche dieser Priester auf der Erdkugel gezogen und durch welche Nord- und Südamerika an Spanien und Portugal verschänkt worden sind. Alle übrigen seefahrenden Fürsten und Staaten fühlten mit dieser voreiligen und ausschließenden Theilung sich schlecht zufrieden. Doch hielten den einen Theil übermächtige Ereignisse, den andern die wahren oder erheuchelten Gefühle der Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhle für dermal noch von kräftiger Einsprache gegen die Anmaßung des Papstes zurück. Die Hierarchie und der Despotismus bedurften zu diesen Tagen bei der Menge gemeinschaftlicher Feinde, einander wechselseitig allzusehr.

In Europa gab es jedoch um dieselbe Zeit bereits eine große Zahl von Menschen, welche von der Tyrannei des römischen Stuhles sich losgerissen hatten und weder um die geographischen Verfügungen noch um die wider den Uebertreter verhängten Drohungen desselben sich bekümmerten. Viele Protestanten in Frankreich, welche um ihres Glaubens willen damals auf das heftigste verfolgt wurden, vertrauten dem Glückstein eines Landmannes Billegagnon, welcher mit großem Ehrgeiz und kühnem Unternehmungsgeist in hohem Grade die Gabe vereinigte, Menschen an sich zu fesseln und aus den Umständen jeden möglichen Gewinn zu ziehen. Er war anfänglich ein Schützling des edlen Admirals von Coligny, welcher in seiner großartigen Gesinnung die tiefe Heuchelei eines Abenteurers nicht ahnete, welcher sein Genie und seine Grundsätze an den Meistbietenden zu verkaufen schon damals entschlossen war (1555).

Billegagnon erkannte auf den ersten Augen-

blick die vortheilhafte Lage von Rio-Janeiro zu Anlegung einer neuen Colonie. Er erhielt Unterstützung und dadurch, daß er Verfolgten ein Asyl gegen den Fanatismus zeigte, bestimmte er eine Menge hugenotischer Franzosen zur Auswanderung nach jenen Weltgegenden. Die Colonie blühte rasch. Plötzlich änderte der Verräther die Sprache und nahm selbst den Charakter eines Verfolgers an. Die Flüche der Betrogenen und die Verachtung ihrer im Mutterlande gebliebenen Glaubensgenossen, gaben ihm, als er bald nach einer Heimreise, auf seinem Schlosse starb, den schimpflichen Beinamen des „Kain von Amerika“ (1557).

Die Treulosigkeit des Gründers allein verhinderte das Wachsthum einer mächtigen und furchtbaren Franzosencolonie in Brasilien. Alle übrigen, durch Villegagnon getroffenen Anstalten zeugten von Verstand und Einsicht. Um so mehr war dieses Menschen Verblendung oder Böswilligkeit zu beklagen.

Sorglos hatte die portugiesische Regierung die Ankunft und Ansiedlung von Fremden auf jenem Boden mit angesehen, welchen doch der Papst ausschließlich ihnen zum Geschenk gemacht hatte. Mehrere Jahre lang betrachteten sie das Heranblühen der neuen Pflanzung in Rio und den Reichthum der eingewanderten Franzosen mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit, bis der Spürsinn ihrer Jesuiten alle Nachtheile und Gefahren aus solcher Nachbarschaft und Theilnahme auseinander setzte. Es ward demnach gegen die Franzosen Angriff beschlossen. Ein berühmter Jesuit, No-

brega, war die Seele dieser kriegerischen Bewegung.

Die Franzosen wehrten sich mit vielem Muth, und, in das Fort zurückgedrängt, vorzüglich in diesem mit Verzweiflung. Die Uebermacht gewann jedoch endlich den Sieg. Das Fort wurde erstürmt; die Franzosen flüchteten sich theils nach dem Festlande, theils auf ihre Schiffe. Diese Vorfälle entschieden über die wichtige Frage: ob das goldreiche Land den Portugiesen eigenthümlich verbleiben oder der französischen Nation zufallen sollte. Ohne Villegagnons späteres Benehmen und des Hofes unduldsames System hätte sie sich mit geringer Anstrengung, zweifelsohns zum Vortheil dieses letztern entschieden (1560).

Nach Vertreibung der Franzosen, welche gleichwohl im Besitze der Rhede verblieben und an den Tupinambas, ihren Verbündeten, einen Stützpunkt fanden, bedrohte ein Einbruch der wilden und streitbaren Tymorees die Niederlassungen der Portugiesen mit nicht minderer Gefahr. Wie ein Waldstrom ergossen sie sich aus dem Innern des Landes hervor, auf die Bewohner der Küste und erfüllten alles zwischen Rio-Janeiro und San Salvador mit Mord und Verwüstung. Erst nach einiger Zeit und mit großer Mühe gelang es Mem de Sa, dem neuen Statthalter, die Nation zurückzuwerfen. Doch endigte der Kampf erst mit Vertilgung der Mehrzahl derselben und er hatte dem Könige von Portugal und den Colonisten theure Opfer gekostet.

Sechstes Kapitel.

Der Franzosen vollständige Vertreibung
aus dem Lande Brasilien.

Nachdem die französischen Ansiedler, durch den Fall ihres Fortes zu Rio-Janeiro, des vorzüglichsten Stützpunktes beraubt und zur Flucht nach den Niederlassungen der Eingebornen gezwungen worden, suchten sie, ihres Drängers Villegagnon nun ledig, durch gutes Verständniß mit jenen Letztern sich im Lande ferner noch zu halten. Eine strenge Verwaltung und gewissenhafte Beobachtung der beschwornen Verträge hatten gute Erinnerungen bei den Wilden zurückgelassen, und beide Theile vereinigten sich gegen die gemeinschaftlichen Feinde mit ziemlicher Aufrichtigkeit.

Der Hof zu Lissabon fühlte, wie zu erwarten war, nicht geringe Besorgnisse über die fortwährende Anwesenheit von Franzosen in der Colonie. Eustach de Sá erhielt demnach den Auftrag, denselben mittelst einer neuen Expedition für immer ein Ende zu machen. Unterstützt von seinem Oheim, dem bisherigen General-Gouverneur Mem de Sá, und noch wirksamer von dem unermüdlich thätigen Jesuiten Nobrega, gelang derselbe größtentheils, jedoch erst nach Jahresfrist. Die streitbaren Tamoyos nahmen

kräftig sich der verfolgten Freunde an; Eustach de Sá selbst verblutete an erhaltenen Wunden und erst seinem Neffen, Correa Salvador de Sá, wurde die Ehre, den Rest der Franzosen vollends zur Einschiffung gezwungen zu haben. Sie flüchteten vor ihm auf wenigen Fahrzeugen gen Pernambuco. Aber der dortige Befehlshaber wehrte die Landung, und so mußte denn doch die Heimfahrt nach Europa angetreten werden (1565). Ein fünf Jahre darauf gewagter neuer Landungsversuch scheiterte, ohnerachtet der Mitwirkung der Eingebornen, ebenfalls. Solchen Ausgang hatte das Unternehmen Villegagnons, welches, wären die Gesinnungen des Uhebers eben so gerecht, als weise die ersten Maßregeln desselben, gewesen, für die Geschichte des europäischen Colonialsystems von unzuberechnenden Folgen geworden seyn würde.

Die verlassenen Pflanzungen der Franzosen wurden nunmehr von den Portugiesen in Besitz genommen. In Rio-Janeiro, bisher unter dem Namen St. Sebastian bekannt, schlug Correa de Sá seine Residenz auf, und besleckte gleich die ersten Jahre seiner Statthalterschaft durch die feige Hinrichtung des Jean Bolles, eines zurückgebliebenen, durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneten Calvinisten, und zwar geschah dieser Mord erst, nachdem man den Unglücklichen lange vorher im Gefängnisse herumgeschleppt hatte.

Die Jesuiten, von Zeit zu Zeit nur die Paulisten, ihre Nachbarn und Nebenbuhler, in ehrgeizigen Plänen durchkreuzt, waren sofort diejenigen, welche am genauesten den unermesse-

nen Reichthum einsahen, den das Land Brasilien in sich verschloß. Sie verstanden ihn auch besser, als der Hof selbst zu benutzen, und, indem sie alles für diesen letztern allein zu thun sich die Mühe gaben, arbeiteten sie redlich für ihren Orden. Verschiedene, bisher noch unbefiegte Männer wurden, besonders durch ihre missionarischen Künste, zu Paaren getrieben. In diese Zeit (1570), fällt daher auch der Anfang ihrer theokratischen Republik, mit der sie seit längerer Zeit schwanger gingen. Die meisten Projekte gediehen trefflich; desto unglücklicher aber war die Mission von neun und sechzig Jesuiten aus Lissabon, welche mit einer sehr ansehnlichen Flotille nach Brasilien fuhren, voll Sehnsucht, neue Seelen und Länder zu gewinnen. Sie fielen einem der wüthendsten calvinistischen Parteiläufer, dem normännischen Korfaren Jacques Sores in die Hände, welcher, tief empört durch das schauervolle Schicksal seiner Glaubensgenossen in Frankreich, allen Katholiken Rache und Tod geschworen. Sie wurden, bis auf einen Einzigen, welcher die düstere Wälder nach Rio-Janeiro überbringen sollte, getödtet. Der neue Statthalter, Luis de Bastoncellos selbst, welcher Mem de Sá abzulösen gekommen war, fand sein Grab in den Wellen.

Bald nach dieser Begebenheit starben beide Hauptmänner der Colonie, der Jesuit Nobrega und Mem de Sá, beinahe zu gleicher Zeit. In Charakter und Richtung waren sie von einander wesentlich unterschieden; und während der geistvolle Priester blutige Eroberung sanftpflegender Kultur, gegen den Beruf seines Amtes, vorzog,

suchte der Staatsmann und Feldherr, auf besonnenem Wegen der Verwaltung die neugewonnenen Länderstriche und ihre Bewohner dem Mutterlande so nutzbar, als möglich, zu machen (1571).

Siebentes Kapitel.

Des Landes Brasilien Eintheilung in zwei Oberstatthalterschaften.

Mit dem Hinscheiden König Dom João's III. gingen viele Hoffnungen für Brasilien wiederum zu Grabe. Die vormundtschaftliche Regierung Dom Sebastião's beschäftigte sich meistens mit Plänen zur Erreichung eigennütziger Privatzwede Einzelner mehr, als mit dem Ruhm und dem Vortheil der portugiesischen Nation. Statt der Eingebornen in einem bereits erworbenen Lande sich zu versichern und der überaus wichtigen Colonie nach Kräften zu pflegen, versplitterte man die Nationalkraft in unnützen Unternehmungen, wie z. B. dem unglücklichen Mohrenzuge, welcher Portugal so unheilbare Wunden gebracht hat.

In der Regierung Brasiliens selbst wurden um diese Zeit bedeutende Veränderungen vorgenommen. Da eines einzigen Mannes Wirksamkeit für einen so ungeheuern Länderstrich unzureichend schien, theilte man die Oberstatthalterschaft zwischen Zweien, und die Colonie selbst

in Nord und Süd ein. Der Laplatastrom bildete die Gränze. Das Generalcapitanitat über den erstern erhielt D. Luis de Britto, das über den letztern D. Antonio Salema. (1572). Rio-Janeiro und San Salvabor waren die beiden Hauptstädte.

Bald nach dieser Verfügung des Hofes und nach Ankunft des Doctors Salema zu Rio-Janeiro, wurde die Ausrottung der zwei mächtigsten eingebornen Völkerschaften, der Tamoyo's und der Tupinambas, beschlossen. Ihre Verbindungen mit den Franzosen und die daraus immer noch drohenden Gefahren bestimmten diesen grausamen Entschluß. Er wurde durch den niederträchtigen Verrath einiger französischen Anführer unter den Tupinambas selbst, in seiner Vollstreckung erleichtert. Um das Leben zu retten, für welches sie, nach einem, von dem portugiesischen Statthalter errungenen Vortheile, zitterten, ließen sie Diejenigen, welche so arglos und beharrlich seither Gastfreundschaft, Vertrauen und Beistand ihnen gewährt hatten, feigerweise im Stiche und machten von der angebotenen Amnestie schimpflichen Gebrauch. Die Barbaren, wie man sie im Gegensatze zu Menschen, die solches thaten, zu nennen beliebt, sahen nunmehr dem an Künsten des Mordes ihnen weit überlegenen Feinde sich rettungslos, und zwar durch ihre eigenen Freunde, preisgegeben. Ein furchtbares Blutbad begann unter ihnen: man zählte über 8 bis 10,000 Opfer europäischer Treulosigkeit.

Nach dieser Katastrophe entschied sich der Ueberrest der beiden unglücklichen Nationen zur

Auswanderung von den Küstengegenden nordwärts nach unbekannten Enden. An ihrer Spitze stand ein ehrwürdiger und verständiger Greis Japp Quassu. Sie schieden voll Grimm und Verachtung im Herzen gegen der weißen Christen zweideutiges Geschlecht (1573).

Nach vollbrachtem Blutwerke, widmete Saelma sein Augenmerk der Verbesserung des Ackerbaues. Erfahrene und kühne Männer unternahmen fernere Streif- und Entdeckungspartien ins Innere des Landes, sowohl um für ihre Grausamkeit neue Völkerschaften, als Goldgruben für ihren Geiz aufzusuchen. Die wichtigen Minas-Geraes wurden entdeckt und D. Sebastiao Fernandez Tourinho, drang über den Rio Doce bis zum Tiquithinouba vor, auf welchem er wiederum in's Meer gelangte. Die Resultate seiner Fahrt schienen der Colonie die wichtigsten Vortheile zu verbürgen. Doch gewahrte man bald auch, wie sehr der Ruf und die Berichte der Reisenden in's Uebertriebene und Abenteuerliche gingen, und daß weder die Krystallberge in der Art, noch die Diamantengruben in der Zahl vorhanden waren, wie die geblendete Einbildungskraft oder die berechnende Erdichtung sie vorgemahlt hatten. Um diese Zeit geschah es, daß die zum Vortheil des Ganzen gemachte Anordnung in Betreff der Theilung des statthalterischen Regiments von Brasilien, durch den Hof zu Lisboa zurückgenommen und das Generalgubernium über die ganze Colonie neuerdings einem Einzigen übertragen wurde. Dieser war D. Lourenço de Almeida, einer der letzten großen Männer, welche Portugal in dieser Pe-

riode des Wendepunktes seines zweihundertjährigen Ruhmes aufzuweisen hatte.

Die Tage des Unglücks brachen nun ein über das Reich Portugal. König Sebastians Niederlage und Verschwinden in der Mauren-schlacht; die stürmische Regierung D. Antonio's; die Intriguen der Thronfolge; Spaniens Usurpation. Der letzte Sturm erst erfasste auch die Colonie. Bis zum Untergange der portugiesischen Selbstständigkeit war Brasilien fortwährend in dem alten Zustande geblieben.

Achtes Kapitel.

Des Landes Brasilien Schicksale unter spanischem Joche.

Nachdem Brasilien das Schicksal des Mutterlandes getheilt und dem Könige Don Felixo II. von Spanien gehuldigt hatte, wurde anfänglich in den Verwaltungsmaßregeln desselben manche Abweichung von dem herrschenden politischen Systeme zugegeben. Gegen die Franzosen, welche durch das frühere Unglück keineswegs abgeschreckt, von Zeit zu Zeit ihre Unternehmungen wiederholten, schützte man sich siegreich, und Flores de Valdes, da vorgerücktes Alter die geistigen Kräfte des Oberstatthalters Barretto gelähmt, ließ sie die in der Capitamerie Parahyba angerichteten Verwüstungen durch eine blutige Niederlage theuer bezahlen (1583).

Weniger feindlich war man gegen die Engländer gesinnt. Obgleich Protestanten, waren sie dennoch mit ihrem Handel der Colonie sehr vortheilhaft und wichtig. Es herrschte demnach eine Art frostiger Freundschaft und stillschweigender Uebereinkunft, durch gemeinsames Interesse so lange aufrecht erhalten, bis der Fanatismus auch hier störend dazwischen trat. Es kam nach und nach zu förmlichem Kampfe, dessen Anfang jedoch von wenig erheblichen Resultaten für irgend eine Partei begleitet wurde. Die Züge der Engländer, meist von gewinnsüchtigen Abenteurern geleitet, waren weniger in der Absicht unternommen, bleibende Niederlassungen zu gründen, als in den vorgedachten zu plündern und erlittene Beleidigungen zu rächen. Die berühmtesten Anführer dieser Raubzüge waren Caven-
dish und Lancaster. Letzterer brachte aus Pernambuko, dessen sämtliche Vertlichkeiten ihm nur allzugut bekannt waren, nach gräulicher Verwüstung des schönen Landes, unermessene Beute nach England heim (1591).

Schädlicher, als selbst diese Angriffe brittischer Freibeuter soll die ungeitige Zurückhaltung des Königs von Spanien gegen einen Abkömmling Alvarez Correa's gewesen seyn. Gegen ein unbedeutendes Adelsdiplom, welches die Eitelkeit des Mannes gleichwohl begehrt nachgesucht, verbieth derselbe die Entdeckung einer ungemein ergiebigen Silbergrube. Der Hof, welcher das Geheimniß für sich zu benutzen suchte, schlug gleichwohl, unklug genug, dasjenige ab, was so leicht zu gewähren war und hundert Unwürdiger vor und nach nur allzufreigebig bewilligt worden

war. Der entrüstete Bittsteller nahm, der Behauptung nach, sein Geheimniß mit in's Grab, und alle später angestellten Versuche, in den Besitz des wichtigen Fundes zu kommen, waren vergeblich (1586).

Die Geschichte der Statthalterschaft D. Pedro Botelho's, welcher Francisco de Sousa ersetzt hatte, zeichnete sich durch neue Thaten der Niederträchtigkeit und Grausamkeit aus, wodurch die Portugiesen in den Verhältnissen zu den Eingebornen ihren Namen brandmarkten. Der unersättliche Durst nach Gold und Schätzen gab zu mehreren neuen Streifzügen in's Innere Veranlassung (1602). Man stieß auf die Nation der Tapuna's, welche von der Meeresküste durch die Vorfahren der Entdecker vertrieben; in den Gebirgen von Spiapaba Zufluchtstätten und Wohnungen gefunden hatten. Als bald rüstete man sich zur Ausrottung der Unglücklichen. Vergebens leiteten einige erfahrene und muthige Franzosen den Widerstand derselben; vergebens ward ein Vertrag unter Vermittlung jener Erstern geschlossen und dem Reste des Volkes Sicherheit, gegen Unterwerfung, eidlich verbürgt. Die Portugiesen vergaßen die heiligsten Schwüre und alle, welche mit den Waffen in der Hand gefunden worden, wurden schonungslos als Sklaven verkauft. Des Hofes zu Madrid vermittelnde Anordnungen beachtete man entweder gar nicht oder umging sie listig; und die Jesuiten halfen mit ihrer zudringlichen Bekehrungswuth die Leiden des verfolgten Geschlechtes noch vermehren. Wehe daher jedem Missionär, welcher mit Katechismus

oder Rosenkranz versehen, in der Niederlassung eines Tapupa's getroffen wurde; martervoller Tod war sein Loos! Viele auch kamen in den Schauern der Wildnisse und durch die Mühsale des Weges um.

Nach Vernichtung des größten Theils der Tapupa's, kam die Reihe an die Pitagoares. Man gebrauchte zuerst ihrer Dienste gegen die Aymores; sodann wurden auch sie sämmtlich zu Sklaven gemacht. Letztgenannte Nation allein flößte fortwährend den Europäern Achtung und Furcht ein. Sie störte durch ihre wilden Angriffe und Raubzüge alle Sicherheit der Colonie zwischen San Salvador und Rio-Janeiro. Man trachtete auf alle Weise durch Vergleich und List sie der Kultur zu gewinnen, nachdem ihre Ausrottung durch Gewalt nicht so leicht möglich gewesen war. Die Ueberredungskünste einer Frau aus der Mitte der Nation, welche in ihrer Gefangenschaft von den Portugiesen sehr milde behandelt worden war, und die frommen Lehren des Jesuiten Rodriguez führten zum gewünschten Ziele. Der Grund zu einer gesellschaftlichen Ordnung, im Sinne der Europäer, wurde gelegt, und die Eingebornen schienen Behagen an dem neuen Zustand der Dinge zu finden, als ansteckende Seuchen plötzlich den Neubekehrten sich mittheilten und einen großen Theil der Nation dahin rafften. Die Uebriggebliebenen kehrten, scheu vor den Europäern, ihrem Gotte und ihrer Kultur, voll unüberwindlicher Sehnsucht in die verlassen Wälder zurück. Die Botocoudos, wie oben schon bemerkt wurde, sind die Enkel

bieser Anmores und erregen durch ihre Schicksale in der That bei jedem Forscher brasilischer Geschichte großes Interesse (1603).

Neuntes Kapitel.

Der Franzosen erneuerte Versuche auf Brasilien.

Bei weitem der größere Theil der Küsten Brasiliens gehorchte allmählig den Portugiesen. Dennoch fanden sich, und zwar auf derjenigen Seite, welche von der Aequinoctial-Linie am weitesten entfernt ist, sehr fruchtbare Theile, die ihr Fuß noch immer nicht berührt hatte, auch auf diese und die ungemeinen, aus ihrem Besitz entspringenden Vortheile, mußten zuerst die Franzosen sie aufmerksam machen. Eine Abtheilung abenteuernder Pflanzler aus der Mitte dieser Nation fand auf der Insel Maranham einen Theil der noch geretteten Tupinambas, ihrer alten Verbündeten wieder. Der Rest dieses unglücklichen Volkes war nach der großen Katastrophe, die es erlitten, nach den Gegenden am Amazonenfluß gezogen.

Jene Insel, welche 12 — 15 Meilen in das Festland sich hineinzieht und von demselben durch zwei Flüsse getrennt ist, gewährte die vortheilhafteste Lage gegen äußern Angriff, und, ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen, zugleich die segensreichsten Hoffnungen für ihren Anbau. Die Einverständnisse, welche man mit den Ein-

geborenen in'sgeheim anknüpfte, schienen das Unternehmen bedeutend zu erleichtern. Die französische Regierung gab übrigens zu demselben keinen weitem Beistand, als unbedingte Ermächtigung, alles das zu thun, was sie niemals hätte verhindern können.

Die Herren de la Ravardière, de Rasilly und de Harley standen an der Spitze des Zuges. Einige Kapuziner begleiteten ihn, damit das Ganze das Ansehen eines Befehrungszuges, im Interesse des katholischen Glaubens, erhalte. Mehrere der Anführer und der übrigen Pflanzler jedoch, gehörten dem reformirten Bekenntniß an. Gleichviel. Man verhiess und beobachtete unter sich wechselseitige Duldung. Der erste Gott der Welt, der Eigennutz, hielt dies Verhältniß in der That aufrecht, und die Niederlassung wurde eben so friedlich begründet, als die Fahrt vor sich gegangen war. Ein Fort erhob sich, die neue Colonie zu schützen. Die Bande der Freundschaft mit den Eingebornen wurden fest geknüpft; und als der Bedürfnisse des kleinen Gemeinwesens allmählig mehrere und dringendere geworden, beschloß man Rasilly nach Europa, zu Erwerbung neuer Hülfe zurückzuschicken, während La Ravardière die Leitung der Angelegenheiten des Innern beibehielt (1612).

Derselbe wendete Zeit und Amt auf das Zweckmäßigste und Tüchtigste an. Aber die Portugiesen kamen der jugendlichen Pflanzung bald wieder auf die Spur und rüsteten sich, die drohende Gefahr mit Macht abzuwenden. D. Ferronimo de Albuquerque, ein Nachkömm-

ling des großen Eroberers von Ostindien, hatte nämlich den Oberbefehl über eine Expedition erhalten, welche die noch unbekannten Nordgegenden in Augenschein zu nehmen, beauftragt war. Kaum hatte man einen Theil dieses Zweckes erreicht und das Hauptaugenmerk auf Para gerichtet; als die Niederlassung der Franzosen und ihr Verhältniß zu den Tupinambas bekannter, und die Portugiesen mit großen Besorgnissen erfüllt wurden (1613). Die Eroberung von Maranhão schien somit das nächste und wichtigste Ziel ihrer ganzen Thätigkeit, bevor der Feind an Kräften gewinne.

La Nava dière leistete muthigen Widerstand; aber sein Herz wurde dennoch durch geheime Nachrichten von des Pariser Hofes Undank gegen ihn, (den Hugenotten) und der nahen Ankunft seines Nachfolgers in der Oberbefehlshaberstelle gebrochen. Er bot dem portugiesischen Anführer, welcher eben so sehr durch Hungersnoth in seinem kleinen Lager, als durch der Franzosen mörderische Ausfälle gelitten hatte, mit vielem Edelmuth einen Waffenstillstand an. Im Verlaufe desselben kamen D. Albuquerque Verstärkungen zu. Dieser setzte nun härtere Bedingungen des Friedens, als er früher wohl bewilligt. Dessen ungeachtet wurde eine Uebereinkunft geschlossen. Einzelnen Franzosen gestattete man auch ferner Wohnsitz im Lande, gegen Bürgschaft für ihr Wohlverhalten. Die übrigen schifften sich nach der Heimath ein.

Ungefähr zwei Jahre darauf wurde durch Caldeira die Stadt Belem erbaut und eine bisher vernachlässigte Seite des Landes eifrig an-

gebaut. Sie erregte das Augenmerk der industriösen Holländer. Bald richtete sich ein Hauptzweig ihres Handels dahin und sie versuchten, durch das Beispiel der Franzosen keineswegs abgeschreckt, ebenfalls eine Niederlassung. Allein die Portugiesen gedachten, den noch gefährlicheren Gegner, als jene, noch weniger aufkommen zu lassen. Sie fielen mit Uebermacht über sie her, zerstörten ihr Geschütz und zwangen die kleine Colonie zur Einschiffung (1616).

Ueberaus traurig war während und nach diesen Ereignissen das Loos der Eingebornen. Jederzeit geriethen sie zwischen zwei Feuer, und Freund- und Feindschaft mit der einen und der andern Partei, gerieth meist ihnen zum größten Verderben. Auf jegliche Weise verrathen, minderte sich von Jahr zu Jahr ihre Zahl, durch verrätherische Ueberfälle nicht minder, als durch offene Kämpfe.

Aber auch die Europäer auf Maranham empfanden lange keinen Segen mehr in ihren Dingen. Der Parteihaß und der Eigennuß entfachten unter ihnen selbst die Blut der Zwietracht und bürgerlichen Kriegeß. Der Hof fand sich deshalb, zu Rettung des Ganzen, in die Nothwendigkeit versetzt, aus Maranham einen von Brasilien unabhängigen Staat zu schaffen *). Derselbe erhielt D. Francisco Coelho de Carvalho, als ersten Statthalter (1624).

Aber nun fodern die wichtigen Ereignisse, welche in Folge des bereits erfolgten Ueberzugs

*) Estado do Maranham

von Brasilien durch die Holländer, sich ergeben, zu ausführlicherer Schilderung der Details uns auf, als bei den meisten der bisher erzählten Vorfälle uns nöthig erschienen. Ein blutiger Kampf, welcher Spanien und Portugal mit dem völligen Verluste der kostbaren Colonie bedroht, entwickelt sich auf dieser Seite der neuen Welt, als eine der großen Schwingungen des unsterblichen Freiheitskrieges der Niederländer, welcher so viele weltgeschichtliche Veränderungen bewirkt hat.

Zehntes Kapitel.

Der Holländer Einbruch in Brasilien.

Wir haben so eben des vorläufigen Versuches einer kleinen Zahl von Holländern gedacht, auf Brasilien eine Niederlassung zu gründen, so wie des schnellen Rückzuges derselben vor der Uebermacht, die ihnen Vernichtung drohte. Der Plan wurde bald wiederum von dem gleich industriösen als kampflustigen Volke aufgegriffen, und das bisher Geschehene war daher bloß als Erkundung des Terrains anzusehen.

Die Befreiheiten der kräftig heranblühenden ostindischen Compagnie wurden von den Generalstaaten ansehnlich gemehrt und eben so auch die Streitkräfte zu Land und zur See. So erhielten sie noch im Jahr 1622 neuerdings drei große, mit 600 Soldaten bemannte Schiffe,

gehorchen in'sgeheim auf'stupfte, schienen das
 zu thun, bedeutend zu erleichtern. Die
 sische Regierung gab übrigens zu demselber
 nen weitem Beistand, als unbedingte Ern-
 gung, alles das zu thun, was sie niemals
 verhindern können.

Die Herren de la Ravardière, de
 silly und de Harley standen an der
 des Zuges. Einige Kapuziner begleiteten ih-
 mit das Ganze das Ansehen eines Befehl-
 zuges, im Interesse des katholischen Gla-
 erhalte. Mehrere der Anführer und der
 Pflanzter jedoch, gehörten dem reformirt
 kenntniß an. Gleichviel. Man verließ
 obachtete unter sich wechselseitige Duldbur-
 erste Gott der Welt, der Eigennuß,
 Verhältniß in der That aufrecht, und
 derlassung wurde so friedlich beg-
 die Fahrt vor sich gehen war. E-
 sich, die Colonie zu f-
 nde de mit den
 den und als
 es f- wessens allmä-
 drin den, beschloß
 r zu Erwerbung r
 rend La Ra-
 gelegenheiten d-

nder, sich ergeben,
der Details uns
bisher erzählten
n. Ein blutiger
Portugal mit dem
Colonie bedroht,
der neuen Welt,
ingungen des un-
Niederländer, wel-
Veränderungen be-

capitel.

ruch in Brasilien.

des vorläufigen Versuches
von Holländern gedacht, auf
lassung zu gründen, so wie
Auges derselben vor der Ueber-
Bestruction drohte. Der Plan
um von dem gleich industriösen
Volke aufgegriffen, und das
war daher bloß als Erkundung
anzusehen.

Freiheiten der kräftig heranblühenden
Compagnie wurden von den
ähnlich gemehrt und eben
zu Land und zur See
im Jahr 1622 neuert
Soldaten bemannt

auf welche die Republik nicht geringe Hoffnungen baute.

Der Kriegsplan der holländischen Compagnie war gleich im Anfang ihres Entstehens ein dreifacher geworden. Einerseits sollten die Portugiesen aus Brasilien getrieben werden; auf einer andern Seite wollte man den Spaniern die Goldminen Peru's entreißen; und auf einer dritten, an der portugiesischen wie an der gallizischen Küste eine Landung unternehmen. Die Ausführung des ersten Planes wurde dem Capitán Wilkels, die des zweiten Jacques l'Hermitte, die des dritten aber Leonard Franken übertragen.

Im Jahr 1624 kreuzte der tapfere Wilkels bereits an den brasilischen Küsten, nicht ohne vorher allerlei Einverständnisse mit einem Theil der Einwohner gepflogen zu haben. Das Handels-Interesse war um diese Zeit das vorherrschende in der Colonie. Ihm huldigten nicht nur Große und Kaufleute, die Eigenthümer großer Besitzungen, sondern auch Priester und Soldaten. Kein Wunder, wenn daher der Nationalstolz und der Glaubenshaß bei dem Gedanken größeren Vortheiles im Verkehr mit den protestantischen Republikanern über vieles sich beruhigten; überdies mochte der Haß gegen die kühnen und gewerbsamen Niederländer kaum stärker seyn, als der gegen die Unterdrücker der Nationalunabhängigkeit, gegen die stolzen und raubgierigen Spanier.

Als demnach Wilkels in der Bucht Alceheiligen erschien, beeilten sich die Bewohner mehr, ihre besten Sachen zu verbergen, als zu man-

hafter Vertheidigung sich zu rüsten. Bald ergab sich die große und reiche Stadt San Salvador, damals der Sitz eines Parlamentes und eines Erzbischofs. — Willekens fand die Thore offen und die Portugiesen größtentheils ausgezogen. Die benachbarten Forts warteten keine Belagerung erst ab, sondern ahmten dies Beispiel von Feigheit nach. Man sendete den Vizekönig Dom Diego de Mendoza und seinen Sohn gefangen nach Holland. Die Kaufmannsgüter wurden jetzt sorgfältig gesondert, um der Compagnie genaue Rechnung davon geben zu können. Darauf überließ Willekens die Stadt der Plünderung, zur Entschädigung für seine Soldaten. Van Dort wurde zum Befehlshaber des Places ernannt. Nicht lange, so glückte es ihm, acht spanische Schiffe zu kapern, die noch im Hafen sich befanden; die ganze Mannschaft wurde durch einen kühnen Streich mitgefangen genommen. Während der Vizekönig eine heispiellose Schlaffheit an den Tag gegeben, hatte der Erzbischof, D. Miguel Teixeira, an der Spitze seines Kapitels, desto energischer sich gezeigt. Als aber von ihm wider die Macht der Umstände nutzlos angekämpft worden war, zog er sich mit seinen Getreuen in guter Ordnung in ein benachbartes Fort zurück und beunruhigte von demselben aus die Holländer noch sehr oft. Dieselben hatten jedoch unermessliche Beute gemacht, und binnen kurzer Zeit fiel die ganze Capitanerie und die Provinz, somit der bevölkertste und größte Theil der Gesamtcolonie, in ihre Gewalt.

Die Nachricht von dem ungeheuern Verluste war für alle Portugiesen ein wahrer Donner-

schlag, und wurde durchgängig auf das schmerz-
lichste empfunden. Man klagte laut die treulose
Politik der spanischen Minister an, welche dem
Feinde den Gewinn so leicht gemacht; und man
war überzeugt, daß das Cabinet von Madrid
halb und halb sogar Vergnügen über das Er-
eigniß empfinde. Der Besiz großer Reichthü-
mer hielt das Nationalgefühl in den unterdrück-
ten Portugiesen immer noch einigermaßen auf-
recht. Die gänzliche Verarmung erst sicherte Spa-
nien die moralische Unterwerfung der Lusitanen.
Zu diesem Ziele, glaubten sie, würde nun ohne
Zweifel die Einbuße des bessern Theils der ame-
rikanischen Colonie, und der großen und vielen
Besizthümer darin, führen, und so tröstete sich
die politische Machiavellistik gar bald über den
Triumph des Todfeindes, so schmerzhaft der spa-
nischen Hoffarth immerhin ein solcher Hauptschlag
seyn mußte, da jede Trophäe dieser Art auch zu-
gleich die Macht und das Ansehen der batavischen
Republik in der öffentlichen Meinung befestigte.

Der König war jedoch von ganz andern
Gefühlen bewegt, als seine Minister. Eigenhän-
dig schrieb er an viele Granden Portugals, be-
sonders an diejenigen, welche bei der Sache am
meisten eingebüßt. Er tröstete sie freundlich und
suchte ihren Muth und ihre Hoffnungen bestmög-
lichst aufzurichten. Es war eines der wenigen
Male, daß er als Vater mehr, denn als König
zu seinen Unterthanen redete. Das Benehmen
und die Kunstgriffe der Minister schienen freilich
alle diese Aeußerungen zarter Sorge bald wieder
unnütz zu machen. Doch erwachte, angeregt durch
sie, in den Portugiesen eine Art Neigung zu ih-

rem Herrn, und der Gedanke kräftigen Widerstandes sowohl gegen die fernern Unternehmungen ihrer Feinde, als auch des Kampfes für Wiederer Gewinnung des Entworfenen. Es wurde nun zur Ehrensache für Alle. Man rüstete also eine Flotte von 26 Schiffen aus, zu welcher der ganze Adel, je nach Kräften, beitrug. Die Einen schossen Geld her, die Andern warben Truppen auf ihre Rechnung. Sämmtliche beinahe bekehrten in Person zu dienen.

Mit den Portugiesen schienen die Castilianer ehrenvoll zu wetteifern. In den spanischen Häfen wurde, gleichfalls eine Flotte auf Kosten von Privaten, ausgerüstet, und sie sollte zu jener der Erstern stoßen. Wäre die Leitung der Dinge mit aufrichtigem Herzen, von Seite des madriders Cabinetes, geschehen, so würde vielleicht der Erfolg des Kampfes der Holländer gegen die beiden vereinigten Gegner, nicht zweifelhaft gewesen seyn. Allein den Ministern war es keineswegs mit der Heerfahrt recht Ernst; und den ausdrücklichen Wünschen und Befehlen des Königs entgegen, konnte erst im Februar des folgenden Jahres (1625) die castilische Flotte das Meer halten. Da endlich, nachdem die kostbarste Zeit verstrichen, stießen beider Nationen Seekräfte zusammen und D. F. de Toledo Doria, Marquis von Balduesa, erhielt über sie den Oberbefehl.

Die Flotten waren mit 13 — 15000 Soldaten und Matrosen bemannt, und mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf jeder Art versehen. Nach einer glücklichen und ungestörten Fahrt, gelangten sie in die Bucht Allerheiligen.

Die Holländer litten bereits in ihrer neuen Colonie an allem Mangel, überdies setzte ihnen der Erzbischof von San Salvador, dem ohngefähr 1500 Mann zu Gebote standen, durch viele einzelne mörderische Angriffe überaus zu. Dieser Prälat hatte über den Beschäftigungen des Krieges diejenigen seines ursprünglichen Berufes gänzlich vergessen, und hatte durch die mannhafteste Beharrlichkeit, womit er die gefährdeten Interessen seines Vaterlandes verfolgte, allerdings Ansprüche auf die Dankbarkeit desselben sich erworben. Er hieb mehr als eine Streifpartei der Holländer in Stücke, vernagelte oder nahm ihnen Geschütz, schnitt ihnen die Lebensmittel ab und blockirte sie sogar zuletzt in St. Salvador, auf solche Weise, daß sie bereits an Abzug dachten.

Leider starb dieser thätige und energische Mann nun plötzlich, und die oberste Leitung der Angelegenheiten kam in die Hände eines gewissen Nunnez Marino, und diese Stelle wurde von Francisco de Moura eingenommen. Beide suchten, soviel möglich, im Geiste Teixeira's und gemäß den, ihnen noch auf dem Todtbette gegebenen Vollmachten, zu handeln. Unter diesen Umständen erschien die vereinigte Flotte im Hafen von San Salvador.

Der Schrecken, welcher die Holländer beim Anblick der portugiesisch-spanischen Wimpel überfiel, war eben so groß, als der Jubel der Portugiesen. Als bald wurden an die 4000 Soldaten ausgeschifft und unter den Befehl des D. Manoel de Maneses gestellt.

Die Holländer, ohnehin gegen überlegene

Streitkräfte zu schwach, wurden durch Zwietracht und Verwirrung über die zu ergreifenden Maßregeln, in ihrer verhängnißvollen Lage noch wehrloser. Der Rathschlag der Entschiedenern, bis zum letzten Manne sich zu vertheidigen, fand nicht den Beifall der Mehrzahl, und man beschloß dem zufolge, den Platz an die Belagerer zu übergeben. Die Sieger, zufrieden mit dieser Trophäe, stachen alsbald wieder in die See, das glückliche Ergebnis ihrer Anstrengungen ihrem Vaterlande selbst zu bringen. Die Rückkehr war jedoch eben so verhängnißvoll, als die Hinfahrt glücklich gewesen. Nachdem sie längere Zeit mit widerwärtigen Winden gekämpft, zerstörte ein wilder Sturm den einen Theil der Flotte; der andere kam, übel genug zugerichtet, nach mannichfacher Drangsal in portugiesischen und spanischen Häfen an.

Von nicht so glänzendem Erfolg, als Wilkens Anstrengungen, waren die seines Gefährten, des L'Hermitte, gegen Peru gewesen. Er mußte unverrichteter Dinge, nachdem er, zumal des Beistandes der Indianer gewiß, bereits dem Ziele nahe gewesen war, in Folge unkluger Zeitversäumnis, von Callao de Lima wieder ablassen, und trat, über Ostindien, den Rückweg nach Holland an.

Fünftes Kapitel.

Die fernern Begebnisse in Brasilien zwischen Portugiesen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moriz von Dranien.

Das Mißlingen des einen Angriffs, und die schlimme Wendung der anfangs so glücklichen Unternehmung auf Brasilien schlug den Muth der westindisch-holländischen Compagnie nicht darnieder, sondern erhöhte ihn vielmehr. Neue Rüstungen fanden statt; den Spaniern ward auf dem Festlande aller erdenkliche Schaden zugefügt; in Brasilien selbst ging eine Capitänenschaft nach der andern an sie über, und es herrscht kein Zweifel, daß die Compagnie Meister des Ganzen geworden wäre, ohne den unzeitigen Geiz mehrerer ihrer Directoren. Dieser brachte den Samen der Zwietracht unter die Holländer.

Die Portugiesen benutzten die Fehler ihrer Feinde besonders und verstärkten ihre Kriegs- und Seemacht in diesen Gegenden nach Kräften. Umsonst sandte die Compagnie ebenfalls von Zeit zu Zeit Verstärkungen und erhielt hiezu ansehnliche Summen von der Republik. Die Portugiesen richteten viele Schiffe hinter einander zu Grunde und vertrieben die Holländer aus einem Punkte

nach dem andern. Aber das Kriegsglück im Allgemeinen lächelte dennoch den Portugiesen nicht.

Sie, so wie die Spanier, hatten auch mit Englands neuaufkeimender Größe zu kämpfen. Dieses freiheitsstolze, vom Geiste seiner Elisabeth bewegte und für einen Glauben, den man im Süden mit Erfolg unterdrückt, im Norden blutig bekämpft hatte, mit fluggeleitetem Fanatismus streitende, Inselvolk brachte den Waffen D. Philipps eine Schlappe nach der andern bei. Die Armaden wurden zerstört und auch die Portugiesen in ihr Unglück mit verwickelt. Eine große Flotte, welche ungeheure Summen verschlungen und nach Indien ausgelaufen war, litt an französischen Küsten grauenvollen Schiffbruch.

Die Holländer machten diese Drangsale sich zu Gewinn, und in den Hafen von Lisboa, Coruña und Cadix selbst wurden reich befrachtete Kaufmannsschiffe durch sie gekapert. Diese Vortheile gaben der Republik neue Begeisterung, und der Compagnie neue Hoffnungen zur Wiedereroberung von ganz Brasilien. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen.

Es war im Jahr 1627, daß ihr berühmter Seeheld, Peter Hein, Admiral der ostindischen Compagnie, die ganze Kauffahrteiflotte angriff und eroberte, welche aus Brasilien gekommen war. Der ungeheure Vorrath von Zucker, den man darauf fand, wurde um die niedrigsten Preise in den Vereinigten Staaten losgeschlagen. Dieser Vorfall bestimmte, den Admiral mit einer beträchtlichen Flotte nach Amerika abzuschicken. Unterwegs verwüstete er noch die portugiesischen Küsten auf das fürchterlichste. Darauf

schlug er die Richtung nach den Floridas ein, nahm unterwegs die reiche spanische Silberflotte, mit einem Werth von 14,600,000 Franken, und errang noch allerlei andere beträchtliche Vortheile.

Die Portugiesen inzwischen verfolgte allenthalben ihr böser Stern. Mit dem Verluste der Nationalunabhängigkeit war der beste Theil ihrer Kräfte von ihnen gewichen. Das verhaßte Verhältniß zu Spanien trat den besten Unternehmungen meist hinderlich in den Weg.

Die Compagnie richtete ihr Augenmerk von Neuem auf Brasilien. Der Admiral Henriq Loneke lichtete im Jahr 1629 mit 27 gut ausgerüsteten Kriegsschiffen in Holland die Anker. Auf dem Wege stießen noch andere Fahrzeuge der Compagnie zu ihm, und an der brasilischen Küste selbst das Geschwader des Obristen Wardenburg. An der Spitze einer Flotte von 56 Kriegsschiffen nunmehr kreuzte er auf der Rhede von Pernambuk, der wichtigsten in ganz Brasilien. Bald darauf bewerkstelligte er die Landung von 3200 Mann. Die Stadt Olinda wurde mit Sturm genommen, und nach drei Gefechten mit Portugiesen und Brasiliern fielen auch die drei wichtigsten Forts in seine Gewalt, nicht ohne daß et großen Verlust an Menschen erlitten, indem die Besatzungen mit der ganzen alten Tapferkeit ihrer Nation sich vertheidigt hatten.

Loneke versäumte keinen Augenblick, sondern suchte seine Feinde von allen Seiten in die Enge zu treiben, und sämmtlicher haltbaren Plätze noch in diesem Feldzuge sich zu bemächtigen, damit die Eroberung des Landes vollständig und gesichert würde. So nahm er auch Recif, südlich von

Olinba; eben so auch St. Georg, auf der langen Erdspitze, welche den Zugang zu diesem Theil des Landes bildete. Ueberall wurden hinreichende Besatzungen eingelegt, überall die eroberten Forts noch mehr befestigt. Binnen kurzer Zeit war Recif ein bedeutender Waffenplatz.

Die Portugiesen waren um diese Zeit von wahrer Verzweiflung ergriffen. Sie klagten wiederholt die spanischen Minister böswilliger Säumnis an. Sie thaten, was nur in den Kräften der erschöpften Nation stand, um abermals ein Heer und eine Flotte zum Wiedergewinne Brasiliens aufzutreiben. In der That sah man beide binnen kurzer Zeit auf das Beste gerüstet. Der Nationalstolz, die letzte auflodernde Flamme von alt-tusitanischer Begeisterung, die Nothwehr und der Eigennuß beflügelten alle Anstalten und Maßregeln. Die Minister des Königs, dadurch beschämt, wollten auch nicht länger zurückstehen. So sah man denn ebenfalls eine spanische Flotte bald segelfertig und es stieß dieselbe zu jener der Portugiesen. An die Spitze der neuen Armada kam der Admiral d'Quendo. An Offizieren, Soldaten, Matrosen und Lebensmitteln litt sie in keinem Betrachte Mangel. Dennoch stellten sich schon frühe unglückverkündende Vorzeichen ein. Von 6000 Kriegern wurden, in dem Zeitraum eines Monats, über 2000 von bösslichen Seuchen ergriffen und dahingerafft; die sie Ueberlebenden aber rissen beinahe sämmtlich aus. Mit vieler Mühe nur, und durch reiche Verheißungen konnte man letztere zur Wiederkehr bewegen, und so lichtete denn endlich die Expedition, bestehend aus 30 Kriegsschiffen, die Anker.

D'Quendo steuerte den Canarien zu, und verstärkte sich dort noch mit 15 Kriegsschiffen; am Cabo verte zählte die Flotte nunmehr an die 54 Segel. In der Nähe der Canarias stieß er auf Admiral Pater, welcher, obgleich nicht mehr denn 16 Schiffe befehlend, gleichwohl rastlos ihn suchte. Der Anblick der so überaus zahlreichen feindlichen Seemacht flößte einem Theil der Seinigen Schrecken und Furcht ein. Zehn Schiffe verließen ihn feigerweise. Nichts desto weniger beschloß Pater, nachdem Bitten und Drohungen nichts über die niedrigen Seelen vermocht, einen Angriff auf die Uebermacht. Mit Löwenmuth kämpfte er gegen seine Feinde und bohrte ihnen über 13 große Schiffe in den Grund. Der Sieg war so gut, als für ihn erfochten; aber das Schicksal hatte es dennoch anders gefügt. Das Admiralschiff, von allen Seiten zertrümmert und durchlöchert, sank mit dem Herrlichen und seinen Getreuen, selbst nun zu Grunde. Von den 6 Schiffen aber, die mit ihm den ungleichen Kampf eingegangen, gelang es vieren, von den Portugiesen und Spaniern sich loszumachen und ein crobertes feindliches sogar, als Zeugen ihrer bewiesenen Tapferkeit mit sich fortführend, in bester Ordnung, glücklich nach Olinda zurückzufegeln.

Der portugiesisch = spanische Admiral, nicht ohne Bewunderung solcher Größe, verfolgte sie von fern und kreuzte sonach an den Küsten von Paraiba. Darauf schien er, durch irgend ein tüchtiges Unternehmen seine Kriegsehre, die nicht wenig durch das letzte Ereigniß gelitten, wieder herstellen zu wollen. Nachdem er deshalb 1200

Mann, zur Hut dieser Gegenden, ausgeschifft und für die Sicherheit des St. Francisco, der Capitänschaft Sageripe und jene der Allerheiligenbucht Sorge getragen, glaubte man, er würde unverweilt die Belagerung von Olinda erneuern, vor welchem der wackere D. Matthias de Albuquerque, ebenfalls ein Sproßling der berühmten Heldenfamilie, und dermal zum Oberbefehlshaber der Expeditions-Armee ernannt, fruchtlos sich versucht hatte. Allein der Admiral, sey es aus Feigheit, oder gemäß geheimen Vollmachten, stieg alsbald wieder an Bord, lichtete die Anker und schlug den Heimweg nach Lisboa ein. Unglücklicherweise jedoch begegnete er auf demselben einer holländischen Flotte, ward mit derselben in ein Treffen verwickelt und verlor in demselben, außer dem Viceadmiral und trefflicher Mannschaft, einen Theil seiner Schiffe, welche in den Grund gebohrt wurden. Darüber entstand neue Trauer und Verzweiflung in seinem Vaterlande und neuer Muth und Entschluß der Feinde, Aehnliches mehr zu wagen und im Besitze Brasiliens sich zu behaupten.

Aber auch das Unglück dieses Feldzugs schlug die Hoffnungen der patriotischen Portugiesen nicht ganz darnieder. Sie wendeten sich mit neuen Vorstellungen an die Minister, und nöthigten sie zu neuen energischen Maßregeln, zu einer dritten Armada, welche wiederholt ungeheure Summen kostete. Im Jahr 1632 sah man die neue Flotte ausgerüstet, und D. Toledo wurde mit dem Oberbefehl bekleidet. Leider richtete auch dieser nicht viel mehr aus, als sein Vorgänger D'Albuquerque. Ein Hauptumstand, welcher die Portugiesen und Spanier um jene Zeit meist,

den Holländern gegenüber, in Nachtheil setzte, war die bessere Beschaffenheit der Schiffe der Letzteren, so wie auch die größere Gewandtheit der Matrosen. Ueberdies bewegte sich in der niederländischen Nation und in allem, was von ihr ausging, ein trotziger Geist der Freiheit und ein siegreiches Gefühl ihres hohen geschichtlichen Werthes, während die Portugiesen bei aller noch inwohnenden Tapferkeit, dennoch durch das spanische Joch von Jahr zu Jahr an der alten moralischen Kraft einbüßten. Die Republik befand sich in den Tagen ihrer Jugend und jeder neue Kampf mehrte nur Stärke und Reichthum, während bei den iberischen Völkern jede Fortsetzung des so lange bestandenen Krieges die finanziellen Kräfte täglich mehr aufzehrte.

Die westindische Compagnie bot alles auf, ihre Absichten auf Brasilien, nach so manchen glorreichen Erfolgen, bleibend durchzusetzen. Sie baute neue Schiffe; sie rekrutirte frische Matrosen und Soldaten. Jedes Jahr erschien so eine neue Flotte in der See, und die Prisen die sie gewann, ersetzten schnell auch den kostspieligsten Aufwand wieder. In drei Feldzügen, die sie nunmehr gegen Brasilien abermals eröffnete, wurde beinahe das ganze Land von den Holländern überschwemmt. Die Eroberung der Capitänschaften von Tamaraca, (ein Gebiet von 80 Meilen entlang der Küste) von Paraíba und Rio-Grande, waren die glänzenden Ergebnisse derselben.

Zwölftes Kapitel.

Der Prinz Johann Moriz von Dranien in Brasilien, und die Ereignisse bis zur portugiesischen Thronrevolution.

Eine wichtige Periode begann nun überdies bald nach diesen errungenen Vortheilen, mit der Erscheinung des Prinzen Johann Moriz von Dranien-Nassau, welcher zum Generalcapitän in Brasilien ernannt wurde, im Oktober 1636 aus dem Texel auslief und gegen Ende Januars 1637 am Orte seiner Bestimmung eintraf. Der berühmte Name seines Geschlechtes sollte nicht minder, als sein persönliches Verdienst, die glückliche Vollendung der brasilischen Angelegenheiten befördern helfen.

Der Prinz traf die Truppen der Republik in dem besten Zustande. Sie waren sehr tüchtig eingeübt, mit allem Nothwendigen versehen und von den erfahrensten Hauptleuten angeführt, und diese, wie die Gemeinen, beseelt vom größten Eifer für die Interessen der Republik und der Compagnie. Die Menge der hintereinander errungenen Vortheile hatte sie zu allen Unternehmungen, für die man künftig sie zu verwenden wünschte, noch begeisterter gemacht.

Auf Seite der Portugiesen und Brasilianer

dagegen befanden sich zwar Männer von Talent und Muth, wie M. de Albuquerque, Banjola; Luiz de Borgia und Cameron *) aber das gehäufte Unglück hatte ihre Hoffnungen um vieles herunter gestimmt und die Treulosigkeit der Diplomaten zu Madrid brach mehr als ein Heldenherz, welches nach ruhmvollen Thaten lechzte. Der Prinz von Oranien, sobald er von den Reifestrapazen sich einigermaßen erholt, suchte die Feinde, zumal aber den Grafen Banjola, auf, voll Sehnsucht, mit ihm sich zu messen. Derselbe, seiner Kraft mißtrauend, wick allen Gelegenheiten eben so sorgfältig aus, als der Andere sie suchte. Endlich stießen beide Parteien auf einander. Beide entwickelten ungewöhnlichen Muth. Das Glück aber, nach mannigfachen Wechselln der Schlacht, entschied zuletzt für die Holländer.

Nach diesen öffnete Porto Calvo seine Thore dem Sieger, welcher nicht säumte, sondern Porvocoon umzingelte und die Vorarbeiten zur Belagerung rasch begann. Nach dreizehntägiger Vertheidigung und nach vielen mörderischen Ausfällen, ergab sich auch dieser Platz, auf anständige Bedingungen. Dypeneda und andere mehr erlitten gleiches Schicksal.

Nachdem Oranien in Brasilien sich mit Ruhm bedeckt und allen fernern Widerstand der Portugiesen mit übermächtigem Arme zerschlagen, beschloß er die Eroberungen der Republik gegen

*) Dieser war Brasilier von Geburt, jedoch den Portugiesen eifrigst ergeben. Au' sein bezeugter Muth vermochte jedoch gleichwohl nichts über seinen schlimmen Stern.

diese Nation auch in einem andern Welttheile zu verfolgen und den Kampf nach Afrika hinüber zu tragen; der Obrist Coine, mit einer Abtheilung der Flotte und des Heeres, segelte dahin ab. Doch krönte hier die Waffen der Republik nicht derselbe glorreiche Erfolg, der in Süd = Amerika sie begleitet hatte.

Im Jahr 1638 wurde der brasilische Krieg mit erneuertem Eifer fortgesetzt. Die Drangsale und Unglücksfälle des Landes und seiner Vertheiliger nahmen noch immer kein Ende. So tapfer auch Banjola's Benehmen war, und so weise seine Anordnungen sich bewährten, so zog er dennoch neuerdings den Kürzern, nachdem er die Statthalterschaft Segerippe zum Schauplatz des Kampfes gemacht. Viele Reste der alten Eingebornen, die von Siava zumal, stellten sich unter holländischen Schutz, und ließen dem ererbten Haß wider die Portugiesen freien Lauf. Siarra, der Hauptort, ergab sich bald und das übrige Gebiet folgte. Der Häuptling des Volkes, Algododojo, hatte hierbei sehr gute Dienste geleistet, und der Prinz die Boten desselben mit gewohnter Güte aufgenommen.

Die Portugiesen versuchten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und knüpften mit den Einwohnern in Paraiba und Rio Grande, wo sie noch viele Freunde und mehrere Plätze noch besaßen, Einverständnisse an. Allein, als dem Fürsten von Nassau Kunde hiervon geworden, wurde derselbe nur um so mehr dazu bestimmt, aus diesen Landschaften sie völlig zu vertreiben und die Keime einer künftigen Gegenrevolution damit zu ersticken. Die Plätze fielen bald in

seine Gewalt; die nicht verdächtigen Einwohner wurden in Ruhe gelassen. Nassau baute die Stadt Philippina in Paraíba, die durch frühere Ereignisse zerstört worden, wieder auf. Für den verhassten Namen des Tyrannen aber, den sie seither getragen, gab er ihr einen andern, nämlich Friedri chs tadt.

Als alle Unternehmungen so gut gelungen und auch ferneres Kriegsglück, bei vorwaltender Gunst aller Umstände, keineswegs zweifelhaft schien, beschäftigte sich der Prinz mit dem Plane, die wichtigste Stadt Brasiliens, San Salvador, die durch eigene Schuld der Holländer früherhin so schimpflich verloren gegangen war, wiederum zu erobern und seinen Siegen dadurch die Krone aufzusetzen.

Sobald Oranien des Gehorsams der Tappas sich versichert hatte, erschien er vor der Stadt und begann die Belagerung. Die Schlösser St. Albert, San Bartolomeo und San Felipe, welche San Salvador decken, fielen bald in seine Hände. Desto zuversichtlicher erwartete er den Fall oder die Uebergabe des Places. Allein diesmal verrechnete sich der Fürst. Die Portugiesen, welche in San Salvador den letzten Punkt ihrer Rettung und mit ihm Brasilien für immer verschorzt sahen, boten den verzweiflungsvollsten, zugleich auch von vieler Umsicht geleiteten Widerstand entgegen. Sie wagten von Zeit zu Zeit heftige Ausfälle, bei denen sie die Transcheen wieder füllten; die Arbeiten der Belagerer zerstörten und nicht nur viele Soldaten, sondern selbst ausgezeichnete Hauptleute und Ingenieure ihm tödten. Als kurze Zeit darauf nun auch noch frische

Verstärkungen der Besatzung gekommen; ohne daß Johann Moriz es hatte verhindern können, hob er die Belagerung auf und trat etwas übereilt, seinen Rückzug an.

Dennoch stellte dieser scheinbar glänzende Vortheil, welchen die Portugiesen über des Prinzen Muth und Standhaftigkeit errungen, die Sachen im Allgemeinen noch nicht wieder her; vielmehr war auch der folgende Feldzug, zu dem man von Neuem unermessliche Summen aus Portugal und Spanien gesendet, von einer Reihe Drangsale begleitet. Eine Flotte von 46 Schiffen, darunter 26 Galionen, war abermals ausgerüstet mit mehr als 5000 Mann Kerntuppen und ausgefuchten Matrosen bemannt worden. Ueberdies stieß beinahe eine eben so große Zahl Schiffe noch unterwegs dazu. Dennoch leuchtete Dom Fernandez Mascareñas, dem Admirale dieser Armada, kein freundlicherer Glückstern, als seinen Vorgängern allen.

Die Pest vereinigte sich mit den Bemühungen der Feinde, alle Hoffnungen, die man in eine so furchtbare Expedition gesetzt, zu zerstören. Sie raffte auf der Hinfahrt beinahe zwei Drittheile der Mannschaft dahin; der Rest wurde todeskrank und erschlaft an Geist und Körper bei San Salvador ausgeschifft. In der allgemeinen Verzweiflung, welche hierüber auch die Muthvollsten ergriff, verließ nur den Grafen de la Torre die Besinnung nicht. Er bewerkstelligte mit ausdauernder Energie die Heilung der Kranken, die Ermuthigung der Niedergeschlagenen; er sammelte alle einzelne größere Truppenabtheilungen in der

Colonie, deren Gesamtzahl immer noch auf 12,000 Mann geschätzt wurde und vereinigte den größten Theil der Flotte. Darauf, den Holländern hinlänglich sich gewachsen glaubend, stach er mit dieser Armada in die See, den Prinzen aufzusuchen (Januar 1640).

Johann Moris hatte die Gegenrüstungen nicht mit der gewohnten Thätigkeit betrieben; doch war ihm auch, da er täglich ansehnliche Verstärkungen aus dem Vaterlande erwartete, eine bedeutende Anstrengung unter den vorwaltenden Umständen nicht wohl möglich gewesen. Endlich traf der längst ersehnte Zuzug, bestehend in 41 Schiffen, unter Befehl des Willem de Rooff, ein, und alsbald segelte man den Portugiesen und Spaniern entgegen.

Eine der blutigsten Seeschlachten entwickelte sich nunmehr, ohnweit der Bai Allerheiligen. Beide Theile bedeckten sich mit unsterblichem Ruhme. Vier Hauptangriffe konnte man im Ganzen bei dieser Affaire unterscheiden. Bei dem ersten schon fiel der tapfere Admiral der Republik, durch das Geschütz getödtet. Aber sein Volk erlang den Sieg. Die drei übrigen Angriffe wurden von Jacobs Huighens geleitet und entschieden sich ebenfalls zu Gunsten der Niederländer. Die Mehrzahl der portugiesischen Bemannung wurde erschlagen; Pardon fast keinem gegeben. Die Sieger hatten an Leuten wenig eingebracht, aber an Schiffen beträchtlich gelitten. Das Feuer der Feinde hatte viele zerlöchert oder sonst stark beschädigt. Der Ueberrest der portugiesisch-spanischen Flotte gerieth während der Heimflucht

auf Sandbänke *) und strandete größtentheils. Die meisten Leute starben hier qualvollen Tod durch Hunger und Durst. Nur wenige retteten sich. Zu allem Unglück mußte auch noch Zwietracht unter die ohnehin schon mannichfach Bedrängten kommen. Der Nationalstolz, welcher die Truppen und Schiffe beider Völker nur mühsam bisher für den gemeinsamen Zweck zusammengehalten hatte, brach, durch das Unglück nur erbitterter, mit neuer Gewalt aus, und ein Theil schob auf den andern die Schuld des Mislingens und der Noth. So geschah denn, daß von der furchtbaren Heerrüstung nicht mehr, als vier Gallionen und zwei Kauffahrteischiffe mit der Hiobskunde nach Europa zurückkehrten.

Während jedoch beinahe die sämtliche Truppenmacht der Republik auf der Flotte vereinigt worden, waren in den eingenommenen Festen und Städten nur schwache Besatzungen zurückgeblieben. Diesen Umstand hielten die Portugiesen, welche zerstreut in der Umgegend dieser Plätze gelagert waren, zu Vollführung eines Hauptstreiches im Innern für geeignet. Dom Joao Lopez de Carvalho stellte sich an die Spitze dieser vereinigten Abtheilungen, und Cameron an die der Brasilianer, welche für das Interesse der Portugiesen fochten. Nach verabredetem Plane brachen sie in die der Republik unterworfenen Gebiete ein, verheerten das offene Land, schlugen die kleinen Haufen, welche sich ihnen entgegen warfen, zurück und nahmen verschiedene Plätze wieder ein.

*) Auf die Baxos de zocas.

Aber es waren diese Vortheile dennoch vorübergehend. Die Obristen Coine und Tournalen zogen mit einigen größern Heerhaufen wider die Gegner an und besiegten sie. Die Portugiesen und Brasilier mußten auf allen Punkten den Rückzug antreten. Der Admiral Lietard drang nunmehr auch in die Allerheiligen Bucht, mit einer Abtheilung von 25 Schiffen ein, und verübte alle Gräuel des Krieges gegen die Bewohner, zu welchen, außer der allgemeinen Feindschaft, auch noch Gefühle der Rache stachelten.

Diese Gräuel und Verwüstungen nahmen nach und nach einen solchen Charakter an, daß der Marquis de Montalvan, damals Vizekönig von Brasilien, Boten an den Prinz von Oranien schickte, um mit ihm gemeinschaftlich über menschlichere Kriegsweisen zu rathschlagen. Aber ein großes Ereigniß trat nun plötzlich zwischen die streitenden Parteien, und gab der Politik derselben und dem Laufe der Dinge eine veränderte Gestalt und Richtung.

Die Patrioten des Landes Portugal, der langen schimpflichen und unheilvollen Abhängigkeit von Spanien müde, hatten das Joch desselben abgeworfen und mittelst einer glorreichen Revolution, einen eingebornen Großen, in der Person des Herzogs Dom João de Braganza, sich zum Könige gegeben *). Um die Mitte des Februars 1641 war die wichtige Nachricht durch

*) Vergl. darüber G. Münch's Grundzüge einer Geschichte des repräsentativen Systemes in Portugal.

ein portugiesisches Schiff nach Brasilien gebracht worden. Alle, der politischen Verhältnisse Kundigern sahen ein, daß der neue Monarch in seiner noch kritischen und prekären Lage, vor allem um den Beistand der vereinigten Staaten sich bewerben und das Interesse beider Länder gegen den gemeinsamen Feind vereinigen werde. Der brasilische Oberstatthalter, nachdem er alle Portugiesen im Lande dem Könige Johann hatte huldigen lassen, theilte die Nachricht dem Prinzen mit.

Dranien, welcher das Kommenbe ebenfalls schnell durchschaute, hegte die sichere Ueberzeugung, daß bei dem künftigen Friedens- und Freundschaftsvertrage der Republik so viel von den Eroberungen in Südamerika verbleiben würde, als dieselbe darin factisch besäße. Er beehrte sich demnach, seine Vortheile noch bestmöglichst zu verfolgen; und in der That war er um diese Zeit gerade Meister der Hälfte sämmtlicher Capitanschaften.

Dreizehntes Kapitel.

Rückwirkungen der Thronrevolution auf Brasilien. — Johann Moriz kehrt nach Europa. — Fortsetzung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Vertreibung der Holländer.

Dom Georgio Mascaregnas, Marquis von Montalvan, Unterkönig von Brasilien, ließ alsbald,

nachdem er von dem Könige Don João IV. die wichtigen Depeschen erhalten hatte, in beiden, der Krone Portugal noch übriggebliebenen Besten der Allerheiligen = Bai, die Truppen versammeln; und darauf sendete er eine Abtheilung nach dem Jesuitengebäude, eine andere nach dem Regierungspalaste. Hier hatte Dom Mendez de Vasconcellos die Wache, welcher jedoch mit dem berühmtesten Staatssekretär der Herzogin = Reichsverweserin zu Lissabon nichts gemeinschaftliches außer dem Namen, hatte. Der Bischof, der Obergeneral der Artillerie, die einflussreichsten Hauptleute und Behörden erschienen, in Folge seiner Aufforderung und vernahmen die große Zeitung aus Europa. Alle huldigten ohne Widerstand und das Volk rief mit Jubel den eingebornen König aus. Das Beispiel, welches Brasilien gegeben, ward auch in Ostindien wiederholt. Die einzelnen Umstände der merkwürdigen Umwälzung findet man in der Geschichte von Portugal erzählt.

Die Holländer, in Europa Verbündete des neuen Monarchen, schienen des wichtigen Ereignisses, welches auch ihnen in dem unaufhörlich fortgesetzten Kampfe wider den Erbfeind der Freiheit, von dieser Seite her Luft machte, nicht minder, als die Portugiesen sich zu freuen. Doch war das Vergnügen mit Besorgnissen für den gegenwärtigen Besitzstand in Brasilien gemischt.

Die politischen Verhältnisse erwirkten die Abschließung eines zehnjährigen Waffenstillstandes zwischen Dom João und der Republik. Aber dieser Vertrag hinderte keineswegs, daß nicht die Holländer sich Maranhams durch einen Staatsstreich bemächtigten. Zur Entschuldigung mußte

dienen: der Vertrag sey um diese Zeit noch nicht feierlich verkündet gewesen. Der König schwieg, im Gefühl seiner Schwäche; der Stärkere hat in der Politik niemals Unrecht.

Während die portugiesische Bevölkerung, zumal aus Pernambuco, durch die Unfälle des Krieges, durch Krankheiten und Auswanderungen bedeutend gelitten und überhaupt der Rest der Colonie dem Ruin sich nahe gesehen hatte: blühte der holländische Theil auf jede Weise empor. Pernambuco lieferte unermessene Schätze in die Kassen der Compagnie. Sie ließ Olinda nach einem neuen Plane aufbauen und sorgte nach Kräften für die Bedürfnisse der westindischen Colonisten. Allein die Eifersucht des Republikanismus ließ einen Fehler begehen, welcher unersetzlich in seinen moralischen Rückwirkungen war. Der treffliche Prinz-Statthalter wurde zurückberufen und drei Männern, als Commissären von nun an die oberste Leitung der brasiliischen Angelegenheiten übertragen. Johann Moriz hatte allen Erwartungen seiner Mitbürger bisher auf das rühmlichste entsprochen und nicht nur als Krieger der Republik Trophäen, sondern auch, durch sein kluges, besonnenes und mildes Regiment die Zuneigung der Einwohner sich erworben. Bei jeder neuen Vergleichung mit frühern, portugiesisch-spanischen Statthaltern hatte er nur gewinnen können. Waren ihm gleich mannichfache Versehen während seiner Amtsführung vorzuwerfen, so kamen sie dennoch in keinen Betracht zu dem reichen Schätze von Talenten und Tugenden, die er entwickelt. Die Generalstaaten jedoch und die Compagnie fürchteten ehrgeizige Pläne in dem

Prinzen, und der Argwohn trug sich bereits mit einem neu zu errichtenden Reiche herum, an dessen Spitze die Familie Nassau oder jenes Mitglied wenigstens sich zu stellen gedanke.

Nachdem der Prinz zuvor noch alles gethan, was in seinen Kräften stand, um das Regiment über die Colonie so befestigt, als möglich, zu hinterlassen, gehorchte er der höhern Bürgerpflicht und übergab den Befehlsstab an Hamel, Bas und Ballestraten, als das von der Republik eingesetzte Triumvirat (1643).

Die drei Männer besaßen weder seinen Scharfblick in die Verhältnisse, noch sein Talent, noch seine großartige Gesinnung. Geistige Beschränktheit führte bald wieder zur religiösen Unbuddsamkeit, was Dranien so stets vermieden hatte, und was bei dem Stand der Dinge doppelt unpolitisch war. Der Fanatismus erregt bei den Bekennern des protestantischen Glaubens einen Unwillen, den niemand fühlen kann, als wer von den ächten Grundsätzen desselben ganz durchglüht ist. Der Protestantismus, dessen Hauptelement philosophische Prüfung seyn soll, zerfällt in nichts, sobald er eigene Götzen aufstellt und den Wahn derjenigen nachahmt, von denen er doch, um des Geistes willen in der Christuslehre, sich getrennt zu haben behauptet. Die in seinem Schoosse gleich zu Anfang seines Entstehens aufgekeimte Unbuddsamkeit wider einzelne Fraktionen der neuen Kirche, wie wider den gemeinsamen Gegner, ist eines der Haupthindernisse gewesen, welches den allgemeinen Sieg, Reformation über die Geister vereitelt, und dem in die letzten Verschanzungen zurückge-

worfenen Feinde neue beträchtliche Verstärkungen zugeführt hat *).

Die Unbesonnenheit der neuen Statthalter, welche in politischer, wie in religiöser Hinsicht sich kund gab, erzeugte in den portugiesischen Einwohnern des holländischen Brasiliens einen Geist des Misvergnügens, welcher bald dem Gedanken einer Empörung freien Raum ließ. Der der Krone gebliebene aber hatte die Hoffnung der Wiedereroberung des Uebrigen ohnehin niemals aufgegeben. Verbindungen wurden durch alle Theile des holländischen Gebietes angeknüpft. Ein besonnener und patriotischer Krieger, Fernandez Vieira, durch Reichthümer und Freundschaften mächtig, stellte sich an die Spitze der Bewegung. Die Wiedereroberung von Maranham durch die dortigen Pflanzer hatte den Verschwornen neue Zuversicht und Ermuthigung verliehen.

Aber im nämlichen Augenblicke, wo Lener die Hauptstadt des holländischen Brasiliens durch einen kühnen Streich in seine Gewalt zu bringen gedachte, wurde das Unternehmen durch Verrätherstücke vereitelt. Von jetzt an war alle Hoffnung nur auf offenbaren Kampf gestellt (1645).

Vieira entwickelte einen unerschütterlichen Muth und eine helbenmüthige Beharrlichkeit. Er hatte mit dem Feinde, mit der Apathie der Pflanzer, dem Reibe der Altportugiesen, den Intriguen des Cabinets zu ringen. Die holländische Regentschaft, des neuen Geistes staunend, welchen Vieira den Seinigen zu geben bemüht war und

*) Verfasser dieser Geschichte ist Katholik, aber in der ursprünglichen Bedeutung des Namens.

für ihre Besigungen zitternd, begehrte von der Compagnie Verstärkungen und Hülfsgeelder. Aber sie trafen viel zu langsam ein, um wesentliche Erfolge zu verbürgen. Anderseits nahm der portugiesische Vicekönig den günstigen Augenblick wahr, welcher allen Erwartungen entgegen, sich plötzlich eingestellt. Eine Abtheilung Truppen stieß zu den Kriegshaufen Vieira's und man beschloß die bereits erworbenen Vortheile auf alle Weise weiter zu verfolgen.

Der Obrist Vidal erhielt über den abgesendeten Zug den Befehl. Die ersten Unternehmungen fielen glänzend aus. Die moralische Kraft kam den Verzagten immer mehr und mehr zurück, und wich dagegen bei den Holländern. Eine niedrige Krämerseele unter den letztern verkaufte sogar das wichtige Fort Nazareth an die Portugiesen, für eine Summe von 18,000 Thälern. Damit fielen auch die frischangekommenen Verstärkungen den Siegern in die Hände.

Nach diesem Schlage fielen auch, hintereinander, Porto-Calvo, die Mündung von Rio-San Francisco und andere bedeutende Punkte mehr an die alten Herren zurück. Erstern nahm Cristobal Cavalcante, letztern Valentin Roccia. Das Glück fuhr fort, die Begeisterung Vieira's allenthalben zu krönen. Er führte den Krieg mit eben so viel Besonnenheit und Gewandtheit, als Muth und Ausdauer; er trug ihn bald in die Besigungen der Feinde selbst hinein. Er wagte es förmlichen Befehlen des Hofes zu Einstellung der Feindseligkeiten mit der Erklärung entgegen zu handeln, daß sein Souverän ihm einen Ungehorsam verzeihen werde, der

ihm den kostbarsten Diamant seiner Krone zurück verschaffte.

Die Ankunft des berühmten Sigmunds mit neuen Verstärkungen und eine Veränderung im Personale der Regentschaft konnten allein die schnellen Fortschritte Vieira's wieder eine Zeitlang hemmen. Die Generalstaaten und die Compagnie entschlossen sich zu außerordentlichen Anstrengungen. Dieser Entschluß erhob mit einem Male auch die Thätigkeit des neuen Königes von Portugal, dessen Geist kaum dem so eben vollendeten eigenen Werke gewachsen schien. Er sandte den Francisco Barretto de Menezes, einen durch kriegerische Eigenschaften ausgezeichneten Edlen, als künftigen Statthalter und Oberfeldherrn der Colonie. Es war dieser zum Glück für dieselbe ein dem Vieira ebenbürtiger Charakter. Ohne Empfindlichkeit legte Letzterer den so ruhmvoll geführten Befehlstab in die Hände seines Nachfolgers; neidlos ehrte Barretto Menezes hinwiederum die Verdienste des Vorgängers und benutzte seine Talente zu dem gemeinsamen Vortheil des Königes. Ihre Eintracht war es größtentheils, welche die nunmehrigen glücklichen Erfolge herbeigeführt.

Die Schlacht bei Guararapi, in der Nähe von Pernambuco geliefert, war die erste und wichtigste Waffenthat. Die Holländer erlitten, nach löwenmuthiger Gegenwehr, eine vollständige Niederlage und Sigmund empfing gefährliche Wunden (1648). Als er wiederum im Stande war, in das Feld zu rücken, nahm er Olinda und verwüstete Reconcave (1650).

Der Vicekönig, durch anfängliches Glück sorgloser geworden, erhob sich zu neuer Thatkraft

nach diesen Unfällen. Besonders schmerzlich fiel auch den Portugiesen der Tod Camerans, des vieljährigen und vielgetreuen Anführers der Eingebornen. Man hatte aber dafür den Trost, bei den Pflanzern und Kaufleuten eine täglich männlichere Gesinnung und kriegerischen Geist sich offenbaren zu sehen. Die nunmehrigen Kämpfe bieten übrigens wenig Erhebliches und Interessantes dar; sie tragen meist das Gepräge eines wechselreichen Parteiländerkrieges. Die Portugiesen, wie die Holländer sahen sich von den Mutterstaaten fast ausschließlich auf ihre eigene Kraft verwiesen. Die Holländer hielten sich längere Zeit in Recife eingeschlossen; alle Anstrengungen Sigismunds scheiterten an der Beharrlichkeit der Belagerer (1653). Dennoch blieb den Truppen der Compagnie darin noch ein großer Vorthell, daß ihre Flotte das brasilische Meer für und für beherrschte, während die Portugiesen zur See durchaus sich nicht zu zeigen wagten. Recife war der Schlüssel dieses Besitzes: von diesem Punkte hing das Schicksal der Gesamt-Colonie ab. Sigmund, der dies fühlte, bot alle Künste seines erfindungsreichen Genies auf, um seinem Vaterlande die Frucht langer und kostbarer Anstrengungen zu retten. Aber es ward ein anderes entschieden.

Im siebenten Jahre, seit der Kampf in Pernambuco sich entsponnen hatte, traf die Eskadre Pedro Jaime de Magalhães, dazu bestimmt, die Handelsschiffe der Portugiesen bis nach Europa zu geleiten, in den Gewässern von Brasilien ein. Man foderte den Admiral derselben auf, die Truppen des Königs in einem entscheidenden Schlage wider Recife, von der See-

setzte her zu unterstützen. Eine Zeitlang wich Magaglionos aus; endlich erklärte er, dem Gutachten seines Generalstabes folgen zu wollen. Derselbe war für das Unternehmen: der Nationalstolz siegte in tapfern Kriegs- und Seeleuten über alle andern Bedenklichkeiten.

Dem edlen Vieira ward von Baretto, in sicherem Gefühl des Kommenden, die Ehre des ersten Angriffs vergönnt. Der den langen Krieg zuerst begonnen, schien der sicherste Bürgen für die nunmehrige Beendigung desselben.

Der Erfolg entsprach Baretto's Hoffnungen. Während dieser alle Anstrengungen wider das eine Hauptfort richtete, erstürmte Vieira das andere. Trotz eines mörderischen Feuers von Seite der Belagerten drangen die Portugiesen rastlos vorwärts, und Minen, welche ein talentvoller französischer Ingenieur an mehreren wichtigen Punkten zu graben wußte, vereitelten der holländischen Batterien furchtbaren Widerstand. Nunmehr fliehen auch die Hülfsstruppen der Eingebornen, welche bis zu diesem Tage mit den Holländern gemeinsame Sache gemacht, und schwimmen, schreckergriffen, über den Fluß. Die Minen drohen Tod und Zerstörung. Capitulationsversuche folgen. Die Portugiesen stürmen während dessen ein drittes Fort und sie stehen bereits unter den Mauern der Stadt. Noch entschließt sich der tapfere Sigismund zum verzweiflungsvollsten Widerstand, aber das Volk wird schwierig und begehrt einen Vertrag. Der holländische Oberfeldherr weicht der bitteren Nothwendigkeit. Der Hafen, die Stadt und die Forts werden übergeben; mit allen kriegerischen Ehren zieht die Besatzung

aus; aber alle von den Niederländern noch besessenen Landschaften müssen an die Portugiesen übergeben werden. Der 27ste Januar 1655 gab dem Könige von Portugal die Colonie Brasilien wieder.

D. João IV., welcher die tapfern Vertheidiger seiner Rechte in diesem Lande ohne Unterstützung gelassen, ehrte nunmehr, des unverhofften Gewinnes hochfrohlachend, zum mindesten die Verdienste der Sieger. Das Mutterland pries Vieira, durch den das Größte geschehen war, in Gesang und Rede, wie einen Helden der alten Zeit.

Brasilien selbst hatte durch den Einbruch und die Herrschaft der Holländer im Ganzen mehr gewonnen, als verloren. Der Eifer für Industrie, Handel und Cultur war, mehr als zuvor, geweckt worden und manche Spuren geistiger Wirksamkeit, besonders von Seite des statthalterischen Hauses Nassau, waren noch lange sichtbar.

Vierzehntes Kapitel.

Entdeckungen im Innern des Landes Brasilien. — Die Paulisten. — Buénno.

Von den Scenen des Kampfes und der Zerstörung wenden wir uns zu den friedlichern der Entdeckungen im Innern des Landes und zu den noch gräuelvollern Scenen fanatisch-commerzieller

Tyrannie auf mehr als einem Punkte der Colonie. Ueberall, wo wir hinblicken, hat der Fuß des Europäers blutige Spuren seines unverföhnlichen Mordgeistes hinterlassen, und nur mühsam hat die Hand der Kultur in späterer Zeit diese Spuren verwischt.

Auf der äußersten Südspitze von Brasilien gedieh die Bevölkerung ziemlich rasch. Aus den Verbindungen, welche die ersten europäischen Ansiedler mit Frauen und Töchtern der Eingebornen schlossen, entsproßte eine eigenthümliche gesunde und kräftige Menschenrace. Sie führten abwechselnd die Namen „Mammelucken“ und „Paulisten“.

Diesen Theil der Bewohner Brasiliens besetzte von Anfang an ein besonderer Trieb nach Entdeckungen. Sie zeigten einen ungewöhnlichen Grad von Ausdauer und Verachtung aller Gefahr. Unempfindlich gegen die physischen Uebel, von der Ausbeute der Jagd und wilden Kräutern lebend, führten sie ein wahres Nomadenleben, und der einzige Fortschritt, welchen sie in der Civilisation wiederum gemacht, war ein industrieller, scheußlicher, nämlich der Handel mit Eingebornen, die sie eingefangen hatten. Das schändliche System, wodurch ihre Brüder in andern Theilen des Landes sich besleckt, entwickelte sich auch hier in voller Blüthe. Die Jesuiten haben das Verdienst, die ersten Schritte im Interesse der Humanität gethan zu haben. Aber diese Schritte selbst, da sie mit weniger Klugheit geschahen, fielen dem Mutterlande zum Nachtheil, den Eingebornen zu größerm Verderben aus. Die Paulisten, welche man, einiger abweichenden Ge-

bräuche willen, der Ketzerei beschuldigte, erklärten sich unabhängig und bildeten eine Art Republik. Mit gesteigerter Wuth verfolgten sie die armen Eingebornen, welche durch unbekannte Beschützer nur desto mehr bloßgestellt worden waren.

Die Paulisten befiel, gleich den übrigen Europäern, plötzlich nun das Goldfieber. Sie wagten von Zeit zu Zeit kleine Züge nach der peruanischen Gränze, wo sie den geliebten Gegenstand am ergiebigsten vermutheten. Die große Entfernung der Landschaft Mato-Grasso jedoch und die unaufhörlichen Kämpfe mit den Eingebornen waren hierin sehr hinderlich. Wichtige Minen waren bereits von frühern Reisenden angezeigt, aber noch immer nicht untersucht worden. Selbst die Schätze von Jaragua, in deren Besitze die Paulisten sich befanden, lagen noch immer im geheimnißvollen Schrein der Erde verschlossen. Nach und nach bildeten sich nun die sogenannten „Bandeira's“, kleine Caravanenzüge zu Entdeckung und Untersuchung von Minen; an ihrer Spitze standen die „Certanista's“, trozige, muthvolle, verschlagene Häuptlinge, welche für Ruhm und Beute alles auf das Spiel setzten und kein Unrecht zu groß fanden, wenn es nur zum gewünschten Ziele führte. Noch lebt der Name des berühmten Bartolomeu Bueno im Munde der Portugiesen. Er war es, welcher die reichen Gruben der Statthalter Gonzal. gerade in der Gegend der heutigen Hauptstadt zuerst entdeckt hatte (1670).

Leider befanden sich diese Gegenden viel zu weit von dem Hauptstize der Paulisten entfernt,

als daß gleich Anfangs alle die Vortheile gewonnen worden wären, welche man sich zu versprechen berechtigt war. Erst Antonio Rodriguez gelang es, in Verbindung mit zwei Abenteurern der Paulisten-Colonie (Manoel Garrao und Salvador Fernandez) die Reichthümer von Minas-Geraes aufzufinden. Es fand das Gold sich mitten im Sand, auf der Oberfläche der Berge. Wäre es in damaligen Zeiten möglich gewesen, ein Geheimniß dieser Art zu verschweigen, so würde die neue portugiesische Regierung ungeheure Summen gewonnen haben. Allein die Sache wurde zu sehr Eigenthum von Vielen und lockte allzuheftig die Neugierde und Habsucht, als daß ausschließlicher, dauerhafter und vollständiger Besitz ihr hätte werden können. Es erging nach und nach Portugal, wie Spanien; die Reichthümer der neuen Welt halfen die alte arm machen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Negerstaat Palmares und dessen Schicksal.

Während die meisten Vändnisse und Unternehmungen der Neger in Amerika für Wiedergewinnung ihrer Freiheit durch den Mangel an Kultur, an innerem Zusammenhang und durch die Ueberlegenheit des europäischen Genie's zu Grunde

gingen, gelang es dennoch schon im sechszehnten Jahrhundert zwei Abtheilungen Neger, welche der Sklaverei entronnen waren, in der Statthaltertschaft Pernambuco, ohnweit Porto = Calvo, sich fest zu begründen und das Bild eines geordneten Zustandes der Dinge darzustellen. Leider erhielt sich aber auch von diesen Niederlassungen nur die eine; die andere ward, nach mehrmaligen heftigen Angriffen von Seite der Holländer, welche von der Nähe und dem Beispiel solcher schwarzen Republiken Gefahr für ihre Besitzungen fürchteten, ohngefähr hundert Jahre später, beinahe gänzlich zerstört.

Das Beispiel der erstern hatte jedoch Nachahmung erweckt. Eine Bande Neger wußte um das Jahr 1650 seine Fesseln zu zerbrechen, mit Schießgewehren sich zu versehen und in den Ruinen der Colonie ihrer Vorfahren sich anzusiedeln. Bald folgte eine große Zahl von Schwarzen und selbst von Farbigen ihnen nach. Man baute eine Art Stadt, welche, da von den Pflanzungen ihrer ehemaligen Herren ein ziemlich großer Zwischenraum sie trennte, Halt und Sicherheit genugsam darbot. Da dem neuen Gemeinwesen Weiber fehlten, um sich fortzupflanzen, so ahmten seine Bewohner das von den Römern gegen die Sabiner gegebene Beispiel ziemlich vollständig nach; sie raubten die Frauen beinahe aller Farbigen in der Runde. Bald vergrößerte sich der Schreck ihres Namens. Sie setzten ihre Raubereien ungestraft in dem Gebiete der Brasil-Portugiesen fort und diese mußten die Sicherheit ihrer Besitzungen mit jährlichen Geschenken erkaufen. Ja sie gingen noch weiter, genöthigt durch

die damaligen, so kritischen Umstände. Sie schlossen mit dem schwarzfarbigen Räuberstaate eine förmliche Allianz, und verhandelten Flinten und Schießbedarf an sie. Bald nahm die Colonie, als ihr Daseyn gegen Außen geschirmt schien, gegen Außen einen anständigeren Charakter an. Mit der steigenden Bevölkerung der kleinen Nation mehrte sich das Bedürfniß einiger Civilisation. Sie fingen an Ackerbau zu treiben, und dieser sänftigte ihre Sitten. Die Bewohner nahmen von der Hauptstadt den Namen „Palmaresianer“ an. Sie gaben sich selbst eine Art Verfassung, und übertrugen durch freie Wahl einem der verdienstvollern Häuptlinge, Zombi genannt, die oberste Leitung ihrer Angelegenheiten. Sein Nachfolger ward aus der Reihe der erfahrensten und tapfersten Gefährten genommen. Auch Magistrate wurden gewählt und Gesetze aufgestellt. Ihre Religion schien eine Art Christenthum, gemischt mit den alten religiösen Vorstellungen und Gebräuchen der verschiedenen Stämme, aus denen die Nation zusammen floß, gewesen zu seyn.

Der Ackerbau machte täglich größere Fortschritte in Palmarès. Große Landstrecken, welche längere Zeit öde gestanden hatten, sah man nach und nach urbar gemacht und ein Dorf nach dem andern in Wüsteneien erstehen. Man befestigte die Hauptstadt bestmöglichst, nämlich mit ungeheuern, dicken Holzpfählen, welche in den Wäldern gefällt worden waren. Die Häuser waren nicht regelmäßig aneinander gereiht und durch Straßen verbunden, sondern jede Wohnung stand einzeln, wie noch heut zu Tage in vielen Flek-

ten der alten Cantone Helvetiens, umgeben von dem Gute des Besizers, umflossen von verschiedenen Bächen, welche sowohl für die Gewerbe des Eigenthümers, als für die persönlichen Bedürfnisse desselben das Wasser darreichten.

Es war zu vermuthen, daß der despotische Geist europäischer Aristokraten und Kaufleute den Flor einer solchen Lage, der man noch immer nicht die allgemeinen Rechte der Menschheit zugestanden hatte, mit Neid und Unmuth ansah. Im dreißigsten Jahre somit, seit der neue Negerstaat bestanden hatte (1696), entschloß sich die portugiesische Regierung, geschreckt durch das ungewöhnliche Wachsthum desselben — bereits zählte er über zwanzigtausend Seelen — zu dessen Untergang.

Der General Don Juan de Lancastro war der Generalcapitän, welcher die schimpfliche Ehre genießt, ein Volk von frohen und glücklichen Menschen, welches der Freiheit durch Muth und Fleiß sich würdig erzeugte, im Einverständniß mit Bahia's Statthalter, D. Gaetano Mello, vernichtet zu haben. Ihre beiden Namen stehen im Judasfluch der bessern Menschheit.

Die erste Truppen-Abtheilung, welche gegen Palmarès entsendet wurde, bestand aus 7000 Mann, jedoch ohne mit Artillerie versehen zu seyn. Man hielt den Sieg über die Schwarzen allzu leicht. Allein man betrog sich das erstemal. Die Brasilo-Portugiesen wurden auf offenem Felde, wo persönliche Tapferkeit sich zeigen konnte, vollständig geschlagen. Auch die ersten Angriffe auf die allzuverachteten Befestigungen der Stadt

mißlingen. Die Europäer ermannen sich jedoch bald wieder und vertrauten ihrer erprobten Kunst, systematisch die Tapferkeit zu ermüden und die Tugenden der Vaterlandsliebe unnütz zu machen. Sie blockirten die Stadt und brachten sie in äußerste Hungersnoth. Darauf, als die Belagerungswerkzeuge und das grobe Geschütz in hinlänglicher Anzahl eingetroffen, beschossen sie dieselbe mit Macht.

So wacker auch die Palmaresier für ihre Person sich hielten, so vermochte ihr in Kindheit noch befangener Verstand doch nicht, den vereinigten List und Schrecken der Feinde zu widerstehen. Der Hunger, welcher die Leiber, das Feuer, welches die Häuser reihenweis niederzähete, brachen endlich alle Kraft des Widerstandes. Der oberste Anführer, in der bitteren Wahl zwischen Tod und Knechtschaft, wählte den erstern. Er stürzte sich von einem Felsen der Stadt herunter. Seine Gefährten folgten diesem Beispiel. Der Sieger habgierige und gemeine Wuth erreichte nur noch die Weiber und Wehrlosen. Sie wurden für den Dienst der Colonisten als Sklaven verkauft. Neben vielen Ministern, Generalen und Kriegsknechten Europa's in dieser Zeit, stehen Zombi und die Neger von Palmares in hoher Glorie da. Es war der erste Beweis geführt, der hernach auf Hayti sich wiederholt hat, daß das Großartige von jeder Menschenrace ausgehen kann, und die weiße Farbe kein ausschließlicher Erkennungs-Teint für Günstlinge der Civilisation ist. Die Ruinen von Palmares sind ein ewiges Denkmal der Schmach für das Brasilien dieser Zeit, und zeugen von

der tiefen Ohnmacht und Geistesstafe derjenigen, welche damals den Namen europäischer Bildung entweihten.

Sechszehntes Kapitel.

Fernere Entdeckungen im Innern von Brasilien. — Buenno der Sohn. — D. Antonio d'Albuquerque.

Die Unternehmungen der Paulisten wurden von immer größerem Erfolge gesegnet. Die Bevölkerung mehrte sich mit jedem Jahre durch den starken Zuwachs aus Europa. Die Erbauung eines neuen Fleckens wurde nothwendig; er erhielt den Namen Villa-Ricca. Bald aber wurden die Bewohner desselben in dem Genuß erworbener Reichthümer gestört, als auch von Rio-Janeiro Minengräber gesendet wurden und Zwietracht unter die beiden Parteien kam. Auf demselben Boden, wo die alten Eingebornen des Landes einst vom Fanatismus christlicher Ankömmlinge geschlachtet worden waren, würgten sich nun die Söhne der Mörder haufenweis um elende Goldbarren.

Die Paulisten zogen bei diesem Streite den Kürzern: sie appellirten an D. Pedro, den Regenten von Portugal, welcher durch einen Staatsstreich, gleich dem des Dom Miguel in neuester Zeit seinem Bruder D. Alfonso Krone und Gattin geraubt hatte. Die Entscheidung

des Usurpators, welcher für den Hof den größten Gewinn aus diesen Streitigkeiten zu ziehen eilte, lautete für beide Theile im Sinne jener bekannten Fabel Aesops. Ein talentvoller Mann wurde an die Spitze der Verwaltung der Provinz Minas gesezt. Mit Mühe gelang es D. Antonio D'Albuquerque, unter wuth- und rachschnaubenden Parteien den Frieden herzustellen. Er verordnete die Abgabe des Fünftels von allem zu gewinnenden Golde in den königlichen Schaz. Noch mehrere andere Ordonanzen, erlassen in Bezug auf die Bergwerke, folgten. Albuquerque zeigte Erfahrung, Takt und Ordnungsliebe in seiner Verwaltung. Er schien bei derselben nach einem Systeme zu handeln (1711).

Die Kühnheit des jüngern Buenno vollendete, in Bezug auf die Entdeckungen, was sein Vater begonnen. Der Orte, die er mit diesem in seiner Jugend durchirrt, dunkel sich erinnernd, drang er, an der Spitze eines Zuges, durch Wüsten und unwirthbare Gegenden, nicht ohne die größten Gefahren zu bestehen. Verschiedene Entdeckungen waren schon gemacht und die Muthlosigkeit der Gefahren Buenno's schien mit dem Gewonnenen zufrieden gestellt. Allein der Anführer blieb unerschütterlich auf seinem Vorsaz, das Ziel weiter hinauszusehen.

Nach drei Jahren endlich der Mühsale und der Anstrengungen, machte Buenno die Erfahrung, daß er gerade in einer dem Lande der Goyas entgegengesetzten Richtung vorgebrungen sey. Bei seiner Rückkehr nach St. Paul erhielt er zur Belohnung für seine Verdienste, den Auftrag zu einer neuen Entdeckungstreife. Auf dieser

entdeckte er zuletzt das Ziel funfzigjähriger Sehn-
sucht. Er brachte seinen Gefährten eine Menge
Goldes mit, und erhielt den Titel eines Capi-
tán Moor der neuen Entdeckungen. Bald
kehrte er zu ihnen zurück.

Die Eingebornen setzten ihm jetzt Schwierigkei-
ten entgegen, und mannichfache Kämpfe fanden
statt. Endlich verglich er sich mit ihnen und
schloß einen Freundschaftsvertrag. Derselbe ge-
währte ihm den Vortheil genauerer Kenntniß
der reichsten Goldminen. Die neue Niederlassung
gedieh in kurzer Zeit auf das Schnellste; leider aber
vernachlässigte man über den Goldbergwerken die
noch reichere Goldgrube jedes Staates, den Acker-
bau. Dieses System hatte für die Civilisation
der Statthalterschaft Goyas, des eigentlichen Mit-
telpunktes von Brasilien, wesentliche Vortheile.
Eine Menge von alten Vorurtheilen blieb zurück,
und die Provinz ist noch jetzt an intellectueller
und politischer Cultur weit unter den übrigen.
Auch hinsichtlich der Bevölkerung hat sie keines-
wegs zugenommen; nur die reichen Naturschätze,
die sie fortwährend in sich verschließt, sichern für
die Zukunft erfreulichere Blüte und Fortschritte.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Zug von Duguay-Trouin. Eroberung Rio-Janeiro's durch die Franzosen.

Um eben diese Zeit (1711) änderte sich in dem Cabinete von Lisboa die Richtung der auswärtigen Politik. Die freundschaftlichen Verhältnisse mit Frankreich wurden aufgegeben, und das Bündniß mit England, dem Nebenbuhler von Frankreichs Macht, geschlossen. Es wurde für Portugal verhängnißvoll.

In Folge dieser neuen Wendung der Dinge, welche den wichtigen Handel dieses Landes unter den Schuß, d. h. in die Hände der Briten, gab, beschloß der Versailler Hof feindliche Ueberziehung der Colonien Portugals; der erste Versuch, welchen Capitän Duclerc auf die Hauptstadt Rio-Janeiro gewagt, lief unglücklich ab; der Anführer wurde, gegen alles Völkerrecht, nach abgegebenen Waffen getödtet; die Mannschaft, mit Mühe dem Grimm der Brasilo-Portugiesen entzogen, schmachtete in langer Gefangenschaft. Die begangenen Grausamkeiten hatten die Absicht zum Grunde, die Wiederholung der frühern Einbrüche fremder Staaten in das Gebiet der Colonie, durch abschreckende Beispiele für immer zu vereiteln.

Allein dieses System des Oberstatthalters, Dom Francisco de Castro, fand schnelle Bücktigung durch ähnliche Rache, welche die Landsleute der Mißhandelten an dem Feinde nahmen. Einer der ausgezeichnetsten Hauptleute der französischen Marine, Duguay-Trouin beschloß, die Verstärkungen der französischen Regierung nicht erst lange abzuwarten. Mit den nöthigen Geldern von einer Gesellschaft ausgerüstet und über eine kleine Zahl Truppen nur verfügend, durchbrach er kühn den Zwischenraum, der von Mittel-Amerika ihn trennte. Er erschien mit nicht mehr als funfzehn Schiffen im Hafen der brasilischen Hauptstadt, nach Besiegung einer Reihe der größten Schwierigkeiten. Er brachte das Feuer des Fortes, welches den Eingang in die Bucht vertheidigte, alsbald zum Schweigen; er bemächtigte sich eben so schnell der Ilha das Cobras und pflanzte die französische Fahne auf.

Bald überzeugte sich Duguay-Trouin von der Schwierigkeit einer Belagerung Rio-Janeiro's selbst. Alle Maßregeln der Vertheidigung waren aufs Trefflichste geordnet. Aber sie erschütterten ihn in seinem Vorhaben keineswegs. Er schuberte das Gestade durch das Feuer der viel größern Schiffe, brachte eine Landung zuwege und stellte sich an die Spitze seines kleinen Heeres. Während er selbst den Befehl über das Centrum behielt, übernahmen der Ritter von Goyon die Anführung des Vortrabs, der von Courserac aber diejenige der Nachhut. Die Tapfern stürmten unwiderstehlich gegen die vortheilhaften Posten an und nahmen sie. Die Operationen aller drei Abtheilungen griffen auf das Glücklichsie ineinan-

der. Dennoch drohte der französischen Tapferkeit der Verrath eines ihrer eigenen Landsleute, trotz der errungenen Vortheile, Mißlingen. Ein gewisser Obrister Dubocage erkundigte sich bei Gefangenen, von Duguay-Trouin's Heer, welche durch die Portugiesen gemacht worden waren, nach der Zahl, der Lage und allen Verhältnissen des französischen Heeres und seiner Stellung. Er erhielt sehr wichtige Aufschlüsse, und gedachte sie bereits zum Verderben seiner Landsleute zu benutzen. Aber die Tapferkeit siegte auch diesmal über alle Berechnung, und entging der mit vieler Kunst gelegten Schlinge.

Duguay-Trouin erhielt die Ueberzeugung, daß von den Batterien der Insel Cobras die Stadt völlig bestrichen und in Trümmer geschossen werden könne. Er gedachte der unverföhnten Mänen Duclerc's; er gedachte aber auch des Jammers der Bewohner, und des Urtheils der Nachwelt. Demnach beschloß er Gerechtigkeit und Rache, Nothwendigkeit und Humanität bestmöglichst mit einander zu versöhnen. Er schrieb einen Brief an den Statthalter, schilderte lebhaft Duclerc's Ermordung und seiner Gefährten Mißhandlung. Hinfür begehrte er Auslieferung der Thäter, völlige Genugthuung, Losgabe der Gefangenen und Bezahlung der Kosten dieses Zuges. Im Weigerungsfalle drohte er der Stadt und ihren Vertheidigern das Aeußerste.

Der Gouverneur antwortete kalt und stolz, schlug die Bedingungen ab und erklärte, daß er auf seinem Posten zu sterben wissen werde. Der Franzose rüstete sich darauf zu energischen Maßregeln. „Das Feuer der französischen Bate-

rien" — Herr Taunay möge für uns reden — „fahr ununterbrochen fort zu wüthen und beschädigte die Befestigungen der Benediktiner außerordentlich. Der Sturm wurde auf den folgenden Morgen festgesetzt. Man benutzte die Finsterniß der Nacht, um einige Schaluppen mit Truppen abzuschicken, welche der fünf, längs der Küste kreuzenden portugiesischen Schiffe sich bemächtigen sollten. Leider erhob sich nun ein fürchterlicher Sturm und entdeckte ihre Annäherung. Ein mörderisches Musketenfeuer entwickelte sich, ohne jedoch die Franzosen aus der Fassung zu bringen. Als Duguay-Trouin das Feuer der Schiffe auf die Schaluppen sich ausströmen sah, brannte er selbst eine Kanone los und gab dadurch das Zeichen, daß alle Batterien zu gleicher Zeit gegen die Stadt spielen sollten.

Dieser Donner des Geschüßes, noch fürchterlicher durch den natürlichen Donner und den mächtigen Wiederhall der Bucht, der vereinigte Blitz der Feuerschlünde und der Blitze, — dies alles erfüllte die Bewohner der Stadt mit ungeheurem Schrecken. Himmel, Erde und Hölle schienen wider sie verschworen. In großer Unordnung flohen sie, die besten ihrer Schätze mit sich schleppend, in das Innere des Landes. Das Kriegsvolk selbst und der Generalstab verließen die Bollwerke. Die Stadt war verlassen; aber der Knall des Donners und der Rauch des Geschüßes hatten Duguay-Trouin die Kenntniß dieser Flucht entzogen."

Die Einnahme der Stadt war somit auf alle Weise erleichtert worden. Nur unter den Forts der Benediktiner, lauerte der Minen tücki-

sches Feuer. Zum Glück noch kam durch Ueberläufer dem Sieger Kunde hiervon, und er konnte sich gegen die höllischen Wirkungen schützen. Bald hörte die Zerstörung auf und die Plünderung begann. Nach einer Weile erst wurde ihr gesteuert (Septbr. 1712).

Nach dem Verluste der Hauptstadt, bereitete D. Francisco de Castro in einiger Entfernung weitem Widerstand. Allein fruchtlos. Das Glück und die Umstände waren wider die Portugiesen. Der Oberstatthalter erkannte die Nothwendigkeit eines Vergleiches. Die Lösung Rio-Janeiro's ward auf 1,525,000 französische Franken festgesetzt, welche binnen funfzehn Tagen erlegt werden mußten. Eben so begehrte man über hundert Kisten Zucker und andere Mundbedürfnisse für das Kriegsvolk. Als die Summe erlegt und das Uebrige herbeigeschafft worden war (Octbr. 1712), erlaubte man auch den Kaufleuten, die Waaren wieder zu lösen, deren die Franzosen sich bemächtigt hatten. Ueber sieben und zwanzig Millionen kostete im Ganzen, nach ziemlich genauer Berechnung, dieser Zug der Colonie. Reich beladen stach Duguay-Trouin nunmehr wieder in die See, und erfreute sein Vaterland durch die Nachricht von der glänzenden Rache, die er für die Ehre des französischen Namens genommen. Leider verlor er unterwegs eines der besten seiner Schiffe durch Sturm (Nov. 1712).

Die portugiesische Regierung in Brasilien beschäftigte sich nach dem Abzug der schlimmen Gäste ernstlichst mit Einbringung des erlittenen Schadens. Der Friede von Utrecht versöhnte das

Mutterland und die Colonie mit Frankreich wieder und der Handel nahm einen neuen Schwung. Das brasiliſche Gebiet wurde in jenem Frieden ſogar vergrößert und die ausdrückliche Beſtimmung gemacht, daß beide Ufer des Amazonenſtromes Portugal zugehören ſollten, den Franzoſen war hinführo verboten, den Fluß Vicente Pinſon zu überſchreiten, um Sklaven zu machen (1713).

Während jedoch dem Küſtenlande endlich Ruhe geworden, ſtörten die Pauliſten, wegen Erbauung der Stadt Sabara, den Frieden im Innern. Durch Beſtallung eines Oberhauptes aus ihrer eigenen Mitte, welcher unmittelbar unter dem Oberſtatthalter Braſiliens ſtand, verglich das Gouvernement den Span auf die beſonnenſte Weiſe.

Die Pauliſten ließen um dieſe Zeit von ihrem abenteuernden Gange nach und nach ab; ſie beſchäftigten ſich in verſchiedenen Niederlaſſungen mit Induſtrie und ſuchten nunmehr die Früchte ihrer Anſtrengungen zu genießen. Wohnungen, Kirchen, Dörfer, ja Städte erhoben ſich allmählig. Mariana wurde der Mittelpunkt aller Minen und bald auch der Sitz eines Biſchofs. Später erhob ſich Gynaba, ohnweit des Paraguay, durch Reichthum und Pracht mitten in öden Wüſten herrlich (1715). Der Höhepunkt der Minenkultur muß in dieſer Periode geſucht werden.

Trotz dieſes Umſtandes wurde Braſilien ſehr vom Mutterlande vernachläſſigt. Es ſchickte der Colonie nur wenige Manufakturen, als Tauſch, für ſein Gold. Ja, planmäßig arbeitete egoiſtiſche Eiferſucht dahin, die europäiſche Induſtrie den Braſilianern gleichſam verborgen zu halten.

Die verderblichen Folgen, welche die politische und intellektuelle, wie die merkantilische Kultur schwächten, fielen aber eben so sehr auf die Portugiesen zurück und halfen in neuester Zeit nicht wenig die ewige Trennung befördern.

Um einen Begriff von dem Reichthum dieser Lage sich zu machen, darf man nur in Erinnerung bringen, daß allein die erste von Supaba ausgelaufene Flottille einen Schatz von 22 Millionen Pfund Goldes brachte. Zwar wurde dieselbe auf dem Paraguay von einer wilden Völkerschaft aufgefangen; aber ein großer Theil kam, da diese letztere zum Ankauf mancher Bedürfnisse sich genöthigt sah, mehr oder weniger in die Hände der Europäer wieder (1730). Später zog die Krone aus den Minen von Mato Grosso über 25 Millionen Pfund Gold. Und dennoch war solches bloß aus sehr ungeschickt und mangelhaft vollzogener Sandwascherei gewonnen worden. Viele reichhaltige Goldsandminen sind noch immer nicht gehörig untersucht oder benutzt. Auch der Bau des einheimischen Zuckerrohrs am St. Lorenzo, durch Antonio d'Almeida zuerst gehörig eingeleitet, erwartet noch sorgsamere Pflege.

Alle die reichen Naturschätze des Landes Brasilien bereicherten nicht den Mutterstaat, welcher auf das unverantwortlichste den Haushalt dort und hier besorgte, sondern bloß das gierige England, welches bereits, wie ein riesenhafter Meerpotyp um Portugal sich angesponnen, bis zur neuesten Zeit, wo ihm vergönnt ward, auch die letzten edlen Säfte, durch eine treulose und gemeine Politik ohne Gleichen, vielleicht für immer auszusaugen.

Die Geschichte der dreißiger und vierziger Jahre ist für Brasilien äußerst mager. Die Ereignisse mit den Jesuiten, wegen St. Sagramento wird in der Geschichte von Paraguay erzählt werden.

Unter Pombals Regierung schienen die Sachen der Colonie neuen Schwung nehmen zu wollen. Er verlegte den Sitz der Oberstatthalterei von St. Salvador nach Rio-Janeiro, besonders aus Rücksicht ihrer größern Nähe zu den Minas-Geraes. Sein Bruder wirkte, als Generalgouverneur längere Zeit mit Thätigkeit und Erfolg. Die Austreibung der Jesuiten mag zu den wichtigsten Wohlthaten, in politischer Hinsicht, gerechnet werden, obgleich nicht zu läugnen ist, daß sie, wie wir schon früher einmal erwähnt, in kulturhistorischer Beziehung von großen Verdiensten um Brasilien und Paraguay sind.

Die Civilisirung der Eingebornen und die Verbesserung ihres Zustandes beschäftigten den Kopf jenes großen Mannes sehr. Die Ductakazes, eine der wichtigsten unabhängigen Nationen, wurden für die Europäer gewonnen (1757). Ihrer bediente man sich in dem mörderischen Kampfe, welchen die Brasilo-Portugiesen mit den Boutocoubes und ihren Verbündeten um das Jahr 1767 zu bestehen hatten. Damals walteten Diego Labo und Sylva im Lande. Die Minas-Geraes wurden fürchterlich von den tiefgereizten Stämmen verwüßt, deren Plan auf völlige Austreibung der freiheitsmörderischen Europäer gegangen war. Die Ductakazes zogen längere Zeit den Kürzern. Diese Einzelkämpfe der Colonisten mit den Wilden und der Wilden unter sich, die

Raubzüge der Paulisten ins spanische Gebiet, die Jesuitenaffaire und deren Rückwirkungen bilden um diese Zeit die Hauptsumme der Begebenheiten in Brasilien. Der monotone Charakter derselben und das widerliche Gemisch ewig wiederkehrender Mord- und Raubthaten haben für unsere Leser wenig Anziehendes. Wir begnügen uns demnach, die Besitznahme der Provinz Rio Grande durch die Spanier herauszuheben, welche für Portugal, wie für Spanien verhängnißvoll geworden ist. Die Spanier entrißen jene Statthalterschaft ihren Nachbarn wieder und besetzten, zur Wiedervergeltung, St. Katharina.

Als König José gestorben und Pombals Macht gestürzt war, schlossen D. Maria I. und der katholische König Frieden und regelten die Gränzen. Brasilien sollte hinfüro südlich durch den 34. bis 30. Grad, bei der Spitze von Castilhos, enden; im Norden aber sich über den Amazonenfluß erstrecken (1777 — 1778).

Das wichtigste Ereigniß in der Geschichte von Brasilien von jetzt an bis zur Ankunft des königlichen Hauses von Portugal ist die Entdeckung der Diamantengruben, von welchen später, bei Beschreibung des Landes und seiner Merkwürdigkeiten, ausführlicher die Rede seyn wird.

Ende des ersten Bändchens.

Allgemeine
Historische Taschenbibliothek

für

F e d e r m a n n.

Fünf und zwanzigster Theil.

B r a s i l i e n.

Zweites Bändchen.

D r e s d e n

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

1 8 2 9.

o G e s c h i c h t e
v o n
B r a s i l i e n.

B o n
Dr. Ernst Münch,
Kbnigl. niederländ. Professor an der Hochschule zu Eüttich.

Zweites und letztes Bändchen.
Von der Regierung Dom João's VI. bis zum Jahre 1828.

D r e s d e n
P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1 8 2 9.

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

Seite

Erstes Kapitel. Die Zeiten der Herrschaft
Dom João's VI. bis zur portugiesisch-brasilianischen Revolution. 1

Zweites Kapitel. Rückwirkungen der portugiesischen Revolution auf Brasilien. — Die Anfänge der brasilianischen Revolution. — Dom João's Rückkehr. — Dom Pedro I. erster Kaiser und immerwährender Vertheidiger von Brasilien. 18

Drittes Kapitel. Die Verhältnisse des Jahres 1823. — Republikanische Umtriebe. — Ministerwechsel. — Lord Cochrane. — Eroberung von Bahia und Para. — Eröffnung der Wirksamkeit und Auflösung des Nationalcongresses. 29

Viertes Kapitel. Die Begebenheiten der Jahre 1824 und 1825. Neuer Constitutionsentwurf Dom Pedro's und Annahme dessel-

	Seite
ben. — Republikanische Reaktion von Pernambuco und Carvalho's Fall. — Unterhandlungen in Europa und Anerkennung der Selbstständigkeit Brasiliens.	48
Fünftes Kapitel. Dom João's Tod. Die Carta de Lei. Donna Maria, Königin von Portugal. — Die Verträge Brasiliens mit auswärtigen Mächten. — Verhältniß zu Dr. Francia. — Tod der Kaiserin Maria Leopoldina. Generalversammlungen von 1826 und 1827.	61
Sechstes Kapitel. Der Krieg mit Buenos-Ayres. — Dessen Hauptereignisse und Ausgang. — Donna Maria wird der portugiesischen Krone beraubt.	71

Dritte Abtheilung.

Statistik von Brasilien und allgemeine Betrachtungen über dasselbe.	80
--------------------------------------------------------------------------------------	----

Zweite Abtheilung.

Von der Flucht der Königsfamilie,
nach Rio-Janeiro bis zur Empö-
rung des Infanten Don Miguel wi-
der die Königin Donna Maria von
Portugal.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten der Herrschaft D. João's VI.
bis zur portugiesisch-brasilischen Re-
volution.

In der Zeit, als die Günstlinge eines gutmü-
thigen und redlichen aber schwachgemutheten und
leichtgläubigen Fürsten, Villaverde und Vas-
concellos, hinter einander, in ihrer Eigenschaft
als Statthalter, das Land Brasilien ausfogen
und plünderten, hatten am politischen Himmel
jene Stürme sich gesammelt, welche die portugie-
sische Monarchie in ihren Grundfesten auf lange
erschüttern und der wichtigen Colonie endlich
Selbstständigkeit und bürgerliche Freiheit, mittelst
einer Reihe unvorhergesehener Ereignisse, bringen
sollten. Durch die Kurzsichtigkeit und Schlaffheit
der Gewalthaber wird nicht selten, unerforschli-
chen Rathschlüssen gemäß, das vollendet, was
die Weisheit der Tugendhaften und die Kraft der
Freien nimmermehr zu Stande gebracht haben.

Geschichte von Brasilien. II.

1

Eine gefährliche Verschwörung, an deren Spitze des Königs Dom João VI. eigenes Ehe-
 weib, die gleich ehrgeizige als buhlerische Donna
 Carlotta, Portugals schlimmer Geist von An-
 fang ihrer Erscheinung an bis zu den neuesten
 Tagen, stand, hatte den Monarchen wie dessen,
 von der Gesamtheit mehr gehäpftem, als ge-
 achtetem Minister, nicht geringe Gefahr gedroht.
 Die lange Kette von diplomatischen Meineiden
 und fürstlichen Verräthereien im Hause Braganza,
 als deren letzter Ring die meuchelmörderische Usur-
 pation des Prinzen Dom Miguel sich darstellt,
 hatte übrigens, wie die Geschichte von Portugal
 auswies, schon früher begonnen. Die Chevalade
 von Mafra, vor der, nach dem Berichte eines
 glaubwürdigen Engländer^{*)}, — alle honeste Leute
 sich in Acht nahmen, war schon um diese Zeit
 äußerst thätig gewesen; der Gewaltherr der Fran-
 zosen machte durch den beispiellos-unmoralischen
 Staatsstreich, mittelst welchen Portugal kriegerisch
 überzogen und auf beliebige Weise unter die Pa-
 ciscenten von Fontainebleau vertheilt werden sollte,
 der Herrschaft, wie den Intriguen des königlichen
 Geschlechts in Portugal zu gleicher Zeit ein Ende.
 Die nahen Umstände der merkwürdigen Thronre-
 volution sind in der Geschichte dieses Landes an-
 gegeben und gehörten nicht hieher. Wir kehren
 zum vertriebenen Hofe in seinem neuen Aufent-
 halte zurück und verfolgen die Spuren seiner
 Wirksamkeit allda so lange, bis die Verhält-
 nisse abermals von der Colonie nach dem Mut-

^{*)} Vgl. das Ausland (von Cotta) Jahrg. 1829.

terlande ihn heimriefen, bloß nur diesmal über dem Besitze desselben jene erste für immer zu verlieren. Inzwischen berühren wir vorher noch einmal kurz die der Flucht der Königsfamilie unmittelbar vorausgegangenen Ereignisse.

Als der berüchtigte Vertrag von Fontainebleau geschlossen, als Englands Argwohn gereizt und der Hof zu Lisboa wenigstens zum Theil über die ihm drohende Gefahr belehrt worden war, standen diesem letztern nur zwei Wege offen, entweder den Sturm durch kluge Nachgiebigkeit in die Forderungen des Gegners zu beschwören, oder kräftig zu stehen und so lange als möglich, den Grundsätzen der Ehre getreu das schändlich mißhandelte Königsrecht zu vertheidigen und auf den Fall gänzlichen Mißlingens zweckdienliche Maßregeln zur Flucht vorzukehren. Beides jedoch unterblieb und der Hof entging nur durch ein Wunder der französischen Gefangenschaft.

Wir verweisen den Leser hinsichtlich der kriegerischen Begebenheiten des J. 1807 ebenfalls auf die Geschichte von Portugal, wo dieselben näher geschildert worden sind. Nur dies werde nachgeholt, daß Lord Strangford, der in späterer Zeit zu Constantinopel, Petersburg und Rio = Janeiro eine so klägliche Rolle zu spielen verdammt wurde, den wankelmüthigen und unentschlossenen Hof zu Absendung des Infanten Dom Pedro de Alcantara, Herzogs von Beira und ältesten Sohnes des Prinz-Regenten nach Brasilien, in der Eigenschaft als Vicetönig, bewirkte. Dom Fernando de Portugal von Balenca, längere Zeit mit dieser Würde bekleidet, sollte ihm als

Rath beigegeben werden. Allein dieser Plan wurde, im Augenblicke der Ausführung, wiederum zurückgenommen. Halbe Maßregeln jeder Art folgten, bis der Moniteur vom 11. November aller Ungewißheit und Zögerung ein Ende machte.

Die Einschiffung der königlichen Familie und ihrer besten Kostbarkeiten, so wie einer großen Anzahl getreuer doch muthloser Portugiesen hatte in den Tagen vom 27. bis 30. desselben Monats statt. Die Eskadre der Flüchtigen, durch widerwärtige Winde zurückgehalten, befand sich noch im Angesichte von Lissabon, als Marschall Junot, an der Spitze der französischen Heermassen bereits in die Hauptstadt einrückte. Wenig hatte es gefehlt, so wäre das Königshaus mit allen seinen Reichthümern und Diamanten, über eine Million rheinischer Gulden im Werthe, auch jetzt noch den Siegern in die Hände gefallen. Das stumm und willenlos in die Ereignisse sich fügende Volk sah mit Widerwillen das Verschwinden dieser Schätze, die nunmehr der Colonie zufallen sollten, und es rächte sich durch Schimpfreden und Steinwürfe an dem Minister Araujo, dessen anmaßender Untüchtigkeit es das Unheil größtentheils zuschrieb. Es gelang demselben erst in der Nacht, sich ebenfalls nach Brasilien einzuschiffen. Nur wenige Edle zählte man unter den Portugiesen, welche dem Hofe nach Amerika gefolgt, darunter: Cadaval, Alegrete, Anjeja, Bellas, Lavradio, Pombal, Torres, Novas, Vagos, St. Miguel, Lumiães, Belmonte, Caparica, Cavalleiros, Pombeiro, Bedondo, Anadia, Araujo, Portugal, Almeida und Souza. Die Ge-

nerale Forbes und Mapiou und der Professor Picanco gehörten zu den übrigen ausgezeichneten Personen.

Die am 30. November abgeseelte Flotte war auf das schlechteste bemannt und kaum zur Noth mit den gewöhnlichsten Bedürfnissen versehen. Die verkehrten Maßregeln der Ausrüstung ließen das Schlimmste befürchten und ein heftiger Sturm vermehrte noch, wenige Tage nach der Abreise von Lissabon, die Gefahr. Endlich trat günstigeres Wetter ein, und man erreichte Bahia ohne fernere Unfälle (Jänner 1808).

Das Volk daselbst empfing die erlauchten Flüchtlinge mit allgemeinem Jubel. Zwei Monate von ihrer Ausschiffung an, verstrichen in der Stadt so angenehm, als unter den damals waltenden Umständen Freudenbezeugungen Eingang finden konnten. Im dritten Monate segelte der Hof weiter gen Rio - Janeiro. Hier wurde der Sitz der neuen Regierung aufgeschlagen. Der Regent und die königliche Familie fanden auch hier die Brasiler jubelnd über eine Wendung der Dinge, welche dem Mutterlande Elend und Erniedrigung, ihnen selbst aber Bedeutsamkeit und Flor brachte.

Ein Theil der englischen Eskadre, welche die portugiesische Flottille begleitet hatte, war von Bahia mit nach Rio - Janeiro gefolgt. Die Einwohner Bahia's hatten vergeblich Schritte dafür gethan, daß der künftige Beherrscher seinen Sitz bei ihnen aufschlagen möchte; die Lage der andern Stadt bedingte nothwendigerweise ihre Wahl.

Der Hof ergriff nun eine Menge von Maßregeln, die für Brasilien von höchster Bedeutsamkeit wurden. Vom 28. Jänner 1808 an er-

schlossen sich die Häfen des neuen Reiches allen befreundeten Nationen, und gegen eine Abgabe von 24 Procent durften alle fremden Waaren eingeführt werden. Die Engländer überschwemmten das Land alsbald mit ihren Erzeugnissen, knüpften nach allen Seiten Verbindungen an und gründeten Gesellschaften und Niederlassungen.

Am 12. Oktober schuf der Prinz-Regent eine Bank, welche anfänglich große Hoffnungen gab, nachmals aber, wegen gewaltsamen Verfahrens der Regierung und übler Wirthschaft der Direction, zu einer Quelle von Unglück und zur Zerstörerin des Credits wurde. Die Einführung von Papiergeld, jener machiavellistischen Methode, die Leute planmäßig um ihr Geld und um ihren Glauben an Treue und Rechtschaffenheit in der Welt zu bringen, war eine der nächsten Folgen davon.

Eine andere wichtige Verordnung folgte am 25. des Wintermonats. Allen Fremden, welche in Brasilien sich niederlassen und Ackerbau treiben würden, verhiess man unentgeltlich Landstrecken. Aber es war dieselbe nicht von dem gehofften Erfolge begleitet. Der Ackerbau, bisher bloß von Sklaven betrieben, schien den Eingebornen allzu verächtlich; die fremden Ansiedler aber fühlten nicht selten sich an Mitteln zu schwach, um jene kostbare Hülfe aus Afrika sich verschaffen zu können; und da überdies die bessern Theile des Landes an der Meerküste und an den Seen längst ihre Besitzer hatten, so mußten die Beschenkten mit Schwierigkeiten ohne Ende ringen, denen sie meist erlagen. Das war besonders mit den eingewanderten Schweizern und Deutschen der Fall, wovon später die Rede seyn wird.

Ein ungeheurer Mißgriff der brasilischen Regierung war der Ankauf von Uebelthätern auf den sizilianischen Galeeren. Anstebler von dieser Art, aus einem Lande, wo die Mehrzahl der sogenannten honetten Leute nur aus halbcivilisirtem Gesindel besteht, mußten den nachtheiligsten moralischen Einfluß auf Brasilien üben, ohne von einer andern Seite auch nur im Geringsten den physischen Zustand desselben zu verbessern. Nachdem jene Leute in einem Lande, wo die Natur das Meiste thut, Mord und Diebstahl der Arbeit vorgezogen, konnte ein völlig unangebauter Boden, zu dessen Anbau man sie jetzt verwendete, noch weniger diejenigen anlocken, welche durch alle Verirrungen der Menschheit hindurch gegangen waren.

Unter den fernern Anstalten, welche die Regierung traf, müssen wir auch die Schule für Arznei- und Wundarzneikunst rechnen, die zu Rio-Janeiro errichtet wurde. Sie gedieh aber lange Zeit zu keiner Blüthe und die meisten Jünglinge, welche diesem Berufe sich zu widmen gedachten, besuchten europäische Anstalten von bewährtem Rufe. Nachmals, als die Verhältnisse sich geändert und Frankreich wieder zugänglich geworden, war es besonders Paris, wohin die Lehrbegierigen aus reichen Häusern hinströmten.

An die Arzneischule schloß sich die Errichtung einer königlichen Druckerei; bis zu diesem Jahre hatte man in der brasilischen Hauptstadt noch keine gesehen; ein Beweis, wie tief die Geistesbildung unter dem Einfluß der ultramontanisch-katholischen Priesterschaft gestanden. Einen solchen Zustand gerade, nach sardinisch-spanischem

Zuschnitt, möchte die absolutistische Partei, die den Mörder Dom Miguel zum König erhoben, auch in Portugal wieder einführen, wie alle Anstalten erwarten lassen. Etwas später kam ein chemisches Laboratorium, ein physikalisches Cabinet, eine Militärschule, ein Marine-Institut, verschiedene Pulvermühlen und selbst einige Fabriken (für Tapence, Glas, Eisen u. s. w.). Die meisten dieser Anstalten waren jedoch durch die Anstrengungen von Fremden zu Stande gekommen.

Nicht minder wichtig für die Verbesserung des bürgerlichen und moralischen Lebens schienen die Obergerichtshöfe und andere Verwaltungsbehörden, welche hinter einander nach und nach von dem Regenten nach portugiesischem Zuschnitt eingeführt wurden.

Am 2. Mai des Jahres 1808 erklärte der Prinz-Regent alle zwischen der Krone Portugal und dem Kaiser der Franzosen geschlossenen Verträge für null und nichtig; darunter besonders die von Badajoz und Madrid, (1801) und den Neutralitätsvertrag von 1804; er verhiess ferner, keinen Frieden mit dem Räuber seiner Krone zu schließen, außer im Einverständniß mit seinem ältestem und getreuestem Verbündeten, dem Könige von Großbritannien, und zu keiner Zeit in eine Abtretung von Portugal, als dem ersten und ältesten Erbtheil des Hauses Braganza, zu willigen.

Das Jahr darauf (1809) überreichte seine Gemahlin, die Prinzessin Joaquina Carlotta, in der Eigenschaft als Infantin von Spanien, gemeinsam mit dem Infanten Dom Pedro Carlos, dem Regenten eine Denkschrift, worin sie

ihn zur Beschützung der Rechte des Hauses Bourbon auf die spanische, von Napoleon in Besitz genommene, Krone anflehte. Dom João antwortete durch einen Aufruf, in welchem er sich verbindlich machte, aus allen seinen Kräften zu Herstellung jener Rechte mitzuwirken. Er verfehlte jedoch darin keineswegs das bittere Gefühl der Erinnerung an die Untreue, welche das spanische Königshaus gegen die Dynastie Braganza begangen, als es französischen Streitkräften willig den Durchzug wider Portugal gestattete und endlich sogar mit dem Kaiser Napoleon zur Besitznahme dieses Landes sich vereinigte.

Nach diesen diplomatischen Gefechten, erschienen zu Rio-Janeiro die Gesandten mehrerer fremden Mächte und für England Lord Strangford.

Mittlerweile (1810) entwickelte sich auf der pyrenäischen Halbinsel eine Reihe weltgeschichtlicher Begebenheiten. Der Hof von Rio-Janeiro bot in dieser Periode wenig Interesse dar und war bei dem größten Theile der Europäer wie verschollen. Erst das Jahr 1810 wird wiederum einigermaßen merkwürdig, zuerst durch den Handels- und Schiffahrtsvertrag mit England, welcher am 19. Hornung von brasilischer Seite; und am 19. Juni von Seite des Prinz-Regenten von Großbritannien unterzeichnet wurde. Alle Vortheile darin waren aber fast gänzlich auf Seite Englands; der ungeheure Leichtsinns des Grafen Linhares hatte die Möglichkeit des Wiedererwerbes von Portugal nicht bedacht und geradezu alles preisgegeben, was nur immer der Unterhändler des Cabinets von St. James fordern mochte. Die Eingangszölle auf englische Waaren

wurden von 24 Procent auf 15 herunter gesetzt, während die aus Portugal selbst kommenden 16 Procent bezahlen mußten. Die Britten wußten auch was andere Dinge betraf, alles so zu drehen, daß die Bestimmungen des einen Artikels, welcher 24 Procent Eingangszoll verfügte, auch auf den, der bloß von 15 Procent sprach, angewendet werden konnten. Der ganze Vertrag überhaupt war mit seltener Zweideutigkeit abgefaßt und beurkundete die unedelste und schmutzigste Habgier, mit der nur immer ein alter, mächtiger Verbündeter die Noth eines Geringern sich zu Nutzen zu machen und seine Hülfeleistung sich mit Wucher bezahlen zu lassen eilt. Der Vertrag von 1810, welcher, vermöge einer ausdrücklichen Bestimmung, niemals in den Hauptgrundlagen eine Abänderung, sondern nur im Einzelnen Ermäßigungen erleiden sollte, überlieferte Portugal in commerzieller Hinsicht für immer blindlings in die Hände Englands, und dieses Land, seit der Geist seines Canning's es verlassen, ist zu seiner alten Politik wieder herabgesunken, welche durch machiavellistische Mittel jeder Art, seinen Handelsvorthellen, seinen Tories und seinem religiösen Wahnsinn, die öffentliche Moral, die Rechte und Freiheiten anderer Völker, nach Befund der Umstände willig opfern läßt. Für die Beibehaltung dieses Handelsvertrages wird es, da es von der wiedererwachten und verfassungsmäßigen Regierung alles zu fürchten hat, selbst einen Thronräuber und Mörder endlich anerkennen, nachdem es bereits auf die getreuen Diener der rechtmäßigen Königin und auf die Vertheidiger der Legitimität, allem Völkerrecht zum Hohne, mit Kanonen gefeuert

hat. Aber wir kehren zu dem Gang der Begebenheiten zurück, zu den Tagen des „Fluches und des Unrechts“, welche nun durch unsere gegenwärtige Periode des „Heils und der Gerechtigkeit“ so ruhmvoll ersetzt sind und zu welchen die Scene vor Lerceira der neueste praktische Commentar geworden.

Nach den denkwürdigen Ereignissen des Jahres 1814 ernannte der Prinz-Regent von Brasilien einen Abgeordneten zum Monarchencongreß von Wien. Der Marquis von Palmella vertrat hier die Interessen Portugals; der Graf von Funchal unterschrieb den Pariser Frieden mit. Man verhiess den Franzosen das entrissene Cayenne zurückzugeben und als künftige Gränze der Guyana den Fluß Oyapol anzunehmen, gemäß der Bestimmungen des Friedens von Utrecht. Dagegen machten die verbündeten Mächte sich anheischig, bei Sr. katholischen Majestät die Rückgabe der Gränzfestung Olivença an Portugal zu erwirken.

Im übrigen wurden die Interessen Portugals von dem Herzog von Wellington auf jegliche Weise vernachlässigt, ob er gleich zum Beschützer eines Landes sich aufwarf, in welchem er seine Hauptlorbeeren gewonnen hatte. Dieser Kriegsmann und Torie, von eben so gemeiner Gesinnung im Frieden, als vieler Tapferkeit (vielleicht noch größern Glück) im Kriege, soll vielfach wiederholter Sage zufolge, durch Dinge bestimmt worden seyn, denen er niemals ganz unzugänglich geblieben. Die Diamanten Portugals befanden sich damals noch zu Rio-Janeiro. Man behauptet, sie hätten im Jahre 1828 von Lissa-

bon aus nicht geringe Wunder bewirkt und durch die Kraft politisch = chemischer Verwandlungen das Schwarze weiß, das Rothe grün gemacht. So haben zum mindesten englische Blätter vor allem Volke behauptet und niemand hat ihnen widersprochen.

Der Regent von Portugal und Brasilien erhielt für die ungeheuren Opfer, welche er der Sache der Legitimität gebracht, nur eine unbedeutende Entschädigung; desto glänzender ließ sich der Held von Vittoria von der Regentschaft zu Lissabon (dem blind ergebenen Geschöpfe seiner Macht) sich für geleistete Dienste bezahlen; das erhaltene Geschenk betrug bei weitem mehr, als das Land selbst für seine Verluste an Geld erhalten hatte. Diese Gesinnung war ganz eines Mannes würdig, welcher die von einem der größten neuern Meister gefertigte Bildsäule seines besiegten Feindes, des Kaisers Napoleon, nur an sich kaufte, um unter der Stiege eines Landhauses, seine Verachtung gegen das Andenken desselben, d. h. die Verachtung seiner selbst, auffallend zu bezeugen.

Der Prinz-Regent gab im Jahre 1815 seine Genehmigung den zwei Verträgen, welche die Minister von Brasilien und Portugal mit den Botschaftern von England abgeschlossen, und deren einer eine Art Schadloshaltung für die von letzterer Macht ungesetzlich *) weggenommenen Negerschiffe, der andere aber die Bedingungen enthielt, unter wel-

*) Mit Bedauern und Abscheu gebrauchen wir noch dies Wort für jene Zeit, bei einer Sache, welche die bitterste Ironie auf Christenthum und Kultur auch jetzt noch ist.

chen es Portugal und Brasilien noch verstattet seyn sollte, den Negerhandel an gewissen Punkten der afrikanischen Küste, im Süden der Linie, fortzusetzen. Man sieht, wie weich und elastisch die politische Philanthropie damals noch war, welche gegen den von der ganzen gebildeten Welt (mit Ausnahme einiger nordamerikanischen Krämerstaaten und den französisch-spanischen Absolutisten) verworfenen und verfluchten Mißbrauch, sich endlich erhoben, und zwar viel zu spät sich erhoben, als daß ihr noch irgend ein Verdienst hierbei hätte angerechnet werden können. Die Bestimmungen wegen des Sklavenhandels, die Pacification von Griechenland und die Emancipation der Irländer sind Akte gebieterischer Nothwendigkeit, die von der Diplomatie der Tories von Großbritannien und Vieler unseres Festlandes nur deshalb unternommen, um größere Attentate gegen die Rechte der Menschheit und gegen die Freiheiten der Völker kunstvoll und durch einen Anstrich von Sentimentalität (die auf dem Angesichte vieler Diplomaten stets zur Carrikatur wird), zu verschleiern.

Um dieselbe Zeit pflichtete der Prinz-Regent auch den Maßregeln vom 25. März, hinsichtlich Napoleons, bei.

Am 17. December 1815 erhob Dom João Brasilien zum Range eines Königreichs und indem er seinen Staaten den Titel eines „vereinigten Königreiches“ von Portugal, Brasilien und Algarbien gab. Sämmtliche Mächte von Europa, bemerkt sein englischer Biograph ironisch, beeilten sich diesen neuen Titel anzuerkennen, und wünschten dem Prinzen Glück zur Weisheit dieser Maßregel. Als das Jahr darauf

16 März 1816 die Königin Donna Maria I., deren gesunde und wahnsinnige Periode über Portugal gleich viel Unglück gebracht, endlich gestorben, nahm ihr Sohn den königlichen Titel an. Die Krönung und Ausrufung selbst jedoch gingen erst zwei Jahre später vor sich.

Gegen Ende d. J. 1815 hatte Dom João mit dem spanischen Hofe jene unglückselige Doppelheirath geschlossen, welche ebenfalls zu der Reihe von Ursachen der politischen und moralischen Anarchie in Portugal gehört, die ihren Mittelpunkt in der blutigen Tyrannei des Rebellen Dom Miguel gefunden hat. Die eine der Töchter wurde mit Dom Ferdinand dem Könige, die andere mit dessen fanatischem Bruder Dom Carlos vermählt. Schon von dieser Zeit an nahm das schimpfliche Intriguenspiel überhand, durch welches die portugiesischen Prinzessinnen, nicht zufrieden mit dem Elende der spanischen Nation auch auf ihr altes Vaterland, im Interesse der apostolischen Parthei, zurück zu wirken suchten.

Die Bande des Blutes hielten jedoch gleichwohl die Politik keineswegs ab, daß sie nicht einen Staatsstreich erster Klasse beging. Der Hof von Rio-Janeiro ließ, obgleich mitten im tiefsten Frieden mit Spanien, Montevideo nebst allem Gebiet am östlichen Ufer des La Plata, versteht sich nur provisorisch, durch seine Truppen in Besitz nehmen; zugleich jedoch erklären, daß man keinen Augenblick die unbezweifelten Rechte Spaniens auf die Banda Oriental verkenne, übrigens durch die Lage der Dinge genöthigt sey, diese Landschaft so lange kriegerisch besetzt zu halten, als der Kampf zwischen Spanien und seinen empörten Colonien

die Sicherheit des brasilischen Gebietes bedroht werde.

Dem Hofe von Rio = Janeiro fehlte es nicht an Rechtstiteln, jedoch aus einer frühern Periode, die von der gegenwärtigen ganz verschieden war. Die Regentschaft von Cadix hatte im Jahre 1811 mit Einwilligung einer Prinzessin des regierenden Hauses von Spanien, den portugiesischen Monarchen förmlich aufgefordert, Montevideo um jeden Preis nicht in die Hände der Insurgenten fallen zu lassen. Das Ministerium des wiedereingesetzten Königs wollte jedoch nichts mehr von solcher freundnachbarlicher Sorgfalt wissen und empfand die nachmals verweigerte Herausgabe der wichtigen Provinz sehr übel. Es brachte seine Klagen vor die großen Mächte, Oesterreich, England, Rußland, Frankreich und Preußen, welche in einer, von Paris aus datirten und von ihren sämmtlichen Großbotschaftern unterzeichneten Note, sich als Vermittler zwischen beiden Höfen ankündigten. Allein die Sache wurde dessen ohngeachtet nicht in's Reine gebracht. Montevideo blieb in brasilisch-portugiesischer Gewalt. Es war eine, dem Könige Dom João freilich vortheilhafte Entschädigung für Olivenza. So rächte die eine Untreue mit bitterer Ironie die andere. Aber Portugal und Brasilien selbst brachte der wichtige Besitz der Banda Oriental dennoch in der Folge mehr Unheil, als Segen. Er lähmte durch den hierüber mit Buenos = Ayres entstandenen Krieg, die Kräfte des jugendlichen Kaiserstaates und hinderte den Monarchen, dessen königliche Tochter in Europa von ihrem Oheim des Thrones beraubt und von der Diplomatie des Toryministeriums Wellington

schimpflich verlassen wurde, sein und seiner Tochter unbestreitbares Recht gegen den Einbruch und die Tyrannei des Räubers durchzusetzen. So entspringt immer dem einen Unrecht in wucherischer Blüthe das andere.

Nicht lange darauf, im März des Jahres 1817 bedrohte eine gefährliche Verschwörung den Thron Dom Joãos VI. in Brasilien. Ein geborner Portugiese, Domingos José Martins, welcher längere Zeit in London sich aufgehalten und durch den Anblick glücklicher Aufstände in Mittel- und Südamerika für republikanische Interessen Antrieb zur Macheiferung erhalten hatte, stellte sich an die Spitze einer Abtheilung brasilischer Patrioten, welche die gleiche Regierungsform auch in ihrem Vaterlande eingeführt wünschten. Zu Pernambuco brach die erste Bewegung aus; sie verbreitete sich bis Bahia und auch nach mehreren andern Städten, wo die Verschworenen Anhänger zählten. Schnelle und kräftige Maßregeln wurden zu Dämpfung des Feuers noch im Beginn ergriffen. Der Statthalter Bahia's, Graf von Arcos, erließ einen energischen Aufruf. Zugleich belagerte er Pernambuco zu Land und zur See. Die Besatzung zog aus den Thoren, den königlichen Truppen ein entscheidendes Treffen zu liefern; allein sie wurden um dieselbe Zeit geschlagen, als die Marinesoldaten, dem Könige getreu, auch der Stadt sich bemächtigten.

Auf diesen unglückseligen Ausgang folgte die Hinrichtung der vorzüglichsten Häupter des Aufstandes. Einer derselben, Martins selbst, endete auf das Muthvollste — ein Mönch, kam den Richtern durch Selbstmord zuvor. Eine Menge reicher

Kaufleute und Güterbesitzer, welche Theil genommen, verdankten der blutigen Großmuth des Grafen Arcos ihr Heil, welcher die Sache, nachdem die unrettbaren Opfer gefallen, bestmöglichst zu unterdrücken suchte.

Dessen ungeachtet blieben noch immer viele Einwohner in Gefängnissen, deren Beschaffenheit, wenn man auch das Ungemach des Klimas nicht rechnet, schon mehr als schrecklich auf den physischen Zustand der Betroffenen einwirkte und schrecklicher war, als ein schneller Tod.

Ihr Beispiel ging jedoch nicht verloren. Die politischen Ideen mehrten und stärkten sich fortwährend durch das, was jenseits dem La Plata sich ereignete. Die Revolution aber, welche im Mutterlande selbst im Jahre 1820 unerwartet ausbrach, gab den brasilischen Patrioten plötzlich Hoffnung, Lösung, Entschlossenheit und für ihre heißen Wünsche einen Mittelpunkt.

Zweites Kapitel.

Rückwirkungen der portugiesischen Revolution auf Brasilien. — Die Anfänge der brasilischen Revolution. — D. João's Rückkehr. — Dom Pedro I. erster Kaiser und immerwährender Vertheidiger von Brasilien.

Im dritten Jahre, seit der Marschall Beresford eines unbequemen Nebenbuhlers in Gomez Freyre d' Andrades sich entledigt hatte, brach das erbitterte Volk die Ketten der Fremden, mittelst eines Soldatenaufstandes zu D' Porto, und Cortes, nach dem Muster der spanischen von Cadix, wurden eingeführt. Der Hof zu Rio-Janeiro, in der großen Bestürzung und in der bitteren Wahl über die zu ergreifenden Maßregeln, entschied sich für die mildern, und verhiess in einem Schreiben an die früher eingesetzte Regentschaft zu Lissabon jedem der beiden Länder, Brasilien und Portugal eine abgesonderte Regierung zu geben. Diese Maßregeln kamen aber für beide zu spät (27. Okt. 1820). Die Portugiesen fuhren in ihrem Unternehmen fort und die Brasilier sahen sich zu einem ähnlichen ermuntert.

Auch hier ging die Revolution von dem Kriegsvolke aus; doch hatten alle denkenden und begüterten Menschen schon längst in Gedanken ihr gehuldigt. Drei Linienregimenter und ein Milizregiment, so wie einige Compagnien Reiterei und Artillerie entschieden in der Provinz Para. Man setzte eine Junta ein und bekannte sich feierlich zu einer Verfassung, die noch nicht geschaffen war. Man

benachrichtigte davon zu gleicher Zeit (Jan. 1821) den König und die Cortes von Lissabon, mit denen man anfänglich noch gemeinsame Sache zu machen beschlossen hatte. Bahia und andere Städte folgten. Auch hier erklärte eine provisorische Regierung die Anhänglichkeit des Volkes an der Dynastie Braganza, so wie dessen Begeisterung für die zu erwartende Constitution.

Pernambuco blieb nicht lange zurück. Eine Versammlung von Notablen und Abgeordneten aller Stände, trat der Nationalbewegung bei. Schon konnte man für den Gehorsam von Rio = Janeiro selbst nicht mehr bürgen.

Das Ministerium, zwischen Arcos und Villanuova in seinen Ansichten zertheilt, beeilte sich, nach langem Schwanken, durch das Versprechen der Einführung eines eigenen Parlamentes für Brasilien, Madeira und die Azoren, den drohenden Sturm zu beschwören. Allein alle Anstalten kamen viel zu spät.

Am 26. Februar geschah der erste Ausbruch zu Rio = Janeiro. Schreckliche Dinge bereiteten sich; Dom Pedro der Kronprinz, allein verhinderte das Aeußerste dadurch, daß des Königs Beitritt zur portugiesischen Verfassung bekannt gemacht wurde. In des Vaters Namen beschwor jener sofort das zu entwerfende Grundgesetz, und wurde von dem Volke mit ungeheuerem Jubel empfangen. Das Geschehene berichtete man sofort auf der Stelle amtlich nach Lissabon. Der König verpflichtete sich, die Constitution in Brasilien und allen übrigen, der Krone zugehörigen Ländern, wie in Portugal selbst, einzuführen.

Bald hierauf bestimmten jedoch außer den Auf-

forderungen der Gewalthaber in Portugal, den Monarchen politische Gründe verschiedener Art, die Rückreise nach Europa anzutreten und in dem so lange verlassenen Lissabon seinen Herrschersthron wieder aufzuschlagen. Dom João, nachdem er seinen Sohn Dom Pedro zum Regenten mit unbeschränkter Vollmacht ernannt, ordnete die Wahl von Mitgliedern zu den Cortes an, welche ihn begleiten sollten. Zugleich erklärte er in einem öffentlichen Aufruf, daß er von freien Stücken die Verfassung annehme und jeden Schritt von der Politik des Auslandes gegen dieselbe, als einen empörenden Angriff auf seine Krone betrachten werde.

Gleich bei Eröffnung der Wahlen, somit unmittelbar vor der Abreise des Königs, begaben sich allerlei wilde Auftritte zu Rio-Janeiro. Man hatte Gerüchte von einer Gegenrevolution unter das Publikum gebracht. Das Volk, dadurch in Besorgnisse gesetzt, forderte auf tumultuarische Weise, die von vielen gewünschte spanische Verfassung. Dom Pedro aber, dessen energischen Charakter wir noch später oftmals kennen zu lernen, Gelegenheit haben werden, stellte sich an die Spitze einer getreuen Abtheilung Truppen und dämpfte den Aufstand. Der König schiffte sich hierauf ohne längere Säumnis ein.

Zur Zeit dieser Begebnisse zählte das große Land Brasilien nicht viel über fünf Millionen Einwohner. Gleichwohl war die Bevölkerung, im Verhältniß zu frühern Zeiten, mächtig gestiegen und ließ bei zweckmäßiger Verwaltung immer größere Fortschritte hoffen. Ueberdies war in dem Charakter der Einwohner eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Die französische Re-

volution, der Aufenthalt des Königshauses, der innigere Verkehr mit Fremden, Franzosen, Engländern, Deutschen und Schweizern, hatten eine Menge neuer Ideen in Umlauf gebracht. Das Beispiel der amerikanischen Staaten und Haiti reizte. Der Gedanke an Selbstständigkeit gleich diesen, war nach und nach unter den einflussreichern Klassen erwacht. Für Begründung einer anständigen Nationalität und gesetzmäßigen Verwaltung herrschte nur ein Gefühl; über die Frage allein: ob unter monarchisch-constitutioneller, ob unter republikanischer Form, ob vereinigt mit Portugal, ob getrennt von demselben, theilten sich die Ansichten und bildeten sich Parteien. Die Brasilier befanden sich übrigens immerhin in einer kritischen Lage wegen des Mißverhältnisses der weißen Bevölkerung zur schwarzen und farbigen. Erstere zählte kaum eine Million Menschen. Dieser Umstand mußte natürlicherweise in manchen Schritten und Beschlüssen wiederum zu Ermäßigungen bestimmen und den Gang der Ereignisse vielfach erschweren.

Das System, welches der Hof, nach seiner Rückkehr in Lissabon, und die Cortes selbst gegen Brasilien annahmen, diente auf alle Weise dazu, den Nationalhaß der Colonie gegen das Mutterland, welches so lange Zeit, moralisch und commercieell sie unterdrückt hatte, stärker anzufachen und die verschiedenartigsten Interessen zu dem einen Hauptziel der Trennung zu vereinigen. Ja durch eine wunderbare Verkettung von Umständen wurde der älteste Sohn des Königs selbst, der muthmaßliche Thronerbe beider Länder, wider Willen genöthigt, für eine neue Ordnung der

Dinge, gegen das alte Vaterland, gegen den eigenen Vater sich zu erklären und den einen Staat dem andern aufzuopfern, um am Ende nicht beide zugleich sich selbst und seinem Hause zu verlieren.

Die Brasilier hatten im Anfang ihrer Revolution wirklich mit edlem Vertrauen ihren portugiesischen Brüdern sich angeschlossen, und die schmeichelnden Anerbieten des Hofes, welcher durch Ertheilung eines eigenen Parlaments und mancherlei Freiheiten, von der gemeinsamen Sache sie abziehen wollte, abgelehnt. Es schien, daß zu Lissabon auch eine Zeitlang diese Gesinnung anerkannt wurde. Die Aufrufe der Cortes enthielten allerlei von der Unzertrennlichkeit der großen portugiesischen Familie und von ihrem Gefühl, nach dem sie nicht eher sich frei betrachteten, als die Brasilier ebenfalls es wären. Allein die alten Nationalvorurtheile äußerten sich bald in ihrer ganzen alten Stärke. Man fing in dem Congresse zu Lissabon an, Brasilien wieder als abhängige Colonie zu betrachten, welche wohl zufrieden seyn dürfte mit Erhaltung einiger Theilnahme an der gemeinsamen National-Repräsentation. Mehrere Juntten wurden für die verschiedenen Provinzen Brasiliens eingesetzt, welche, je nach der Größe dieser letztern, aus fünf bis sieben Mitgliedern bestanden; 1,600,000 Reis sollten sämtliche Unkosten der Verwaltung decken; eine Ungereimtheit und Beschimpfung, die jedermann in die Augen sprang und von den Brasiliern nicht so leicht vergessen wurde.

Nach diesem riefen die Cortes auch den Dom Pedro, in dessen Absichten sie großes Mißtrauen

setzten, durch ein förmliches Dekret zurück, verboten ihm jedoch zu gleicher Zeit, Truppen mitzubringen. Andererseits rüstete man zu Lisboa eine Flotte aus, um neues Kriegsvolk nach Brasilien überzuführen und das in der Colonie bereits befindliche, auf dessen Treue man nicht mehr so ganz baute, abzulösen. Alle diese Dinge waren mit großer Unkenntniß der Verhältnisse von Männern vorgenommen, welche allzu sicher Menschen und Begebenheiten von ihrem Zimmer aus zu leiten und umzugießen hofften.

Inzwischen hatte der öffentliche Geist so mannichfache Veränderungen erfahren, daß alle Verordnungen von obiger Art nur dazu dienten, die Flamme heftiger anzublasen und die revolutionäre Kraft zu stärken. Auch Montevideo war dem Beispiel der übrigen Provinzen gefolgt. Das Kriegsvolk ging auch hier voran; der General Lecor, oberster Befehlshaber in der Banda Oriental widersehte sich nicht. Das Militair beehrte dringlich die Heimkehr nach Portugal. Man versprach solche und schiffte einen Theil wirklich nach Rio = Janeiro ein. Kaum waren diese Truppen jedoch daselbst angelangt, als sie gemeinsame Sache mit der Exaltados machten, die unverzügliche Beschwörung der portugiesischen Constitution, die Einsetzung einer provisorischen Regierung, die Freiheit aller wegen politischer Meinungen Verhafteten und die Entlassung des verhassten Ministers, zumal des auch in Lissabon bereits schwarz angeschriebenen Grafen Arcos verlangten.

Der Prinz = Regent fand für angemessen, mehrere der mit großem Ungestüm gestellten Forderungen

gen zu befriedigen. Arcos ward nach Portugal eingeschifft; eine Junta von neun Mitgliedern, unter dem Vorſiße eines Biſchofs, Capedao Mor, mit ausgedehnten Vollmachten trat zuſammen. Sie erklärte unverbrüchliche Treue gegen das Haus Braganza und das conſtitutionelle Syſtem; eben ſo den Entſchluß, die alten Bruderverbände mit Portugal ungetrennt zu erhalten; die Junta von Bahia äußerte Gleiches. Nur zu Pernambuco war die Mehrzahl der Männer des Tages gegen alle Verbindung mit Rio-Janeiro geſtimmt. Sie träumten von einem braſiliſchen föderativen Freistaat. Alle Europäer die nicht den Gewalthabern ſich anſchloſſen, wurden verfolgt. Man handelte mit ungewöhnlicher Energie und Conſequenz in allen Maßregeln. Die ganze Landſchaft erhielt neue Behörden und republikaniſche Einrichtungen. An der Spitze dieſer demokratiſchen Bewegungen ſtanden beſonders einige einflußreiche Prieſter, welche den Tod theurer Anverwandten zu beklagen und zu rächen hatte. Die Theokratie und die Demagogie haben ſich in Amerika wie in Europa noch immer in gewiſſen Punkten zurecht gefunden und Belgien iſt nicht das einzige Land, wo dieſer Fall ſtatt gefunden hat.

Brasilien befand ſich um dieſe Zeit in allgemeiner ſurchtbarer Gährung. Die verschiedenartigſten Elemente rangen unter ſich um die Beſieſterung der neuen Ordnung der Dinge. Alt-Portugieſen wider Braſilier, Monarchiſten wider Republikaner, Weiße gegen Schwarze und Farbige ſtanden gerüſtet. Der Prinz-Regent ſelbſt war mit dem Nationalcongreß von Portugal, und (ſcheinbar) ſelbſt mit ſeinem Vater zerfallen. Die verſchie-

denen Juntas in den Provinzen handelten von einander unabhängig, nach Gutdünken und Leidenschaft. Die Ungewißheit des politisch = bürgerlichen Zustandes, die Anstrengung für kriegerische Macht und die Gefahren der Partaikämpfe lähmten den Handel und vertrieben die Fremden. Bald sollte jedoch ein entscheidender Schlag erfolgen, welcher dem Gesamtlande seine künftige Stellung zu Portugal, und den Parteien ihr eigentliches Verhältniß näher zeigte und anwies.

Der Beschluß der Cortes, wodurch D. Pedro auf drohende Weise befohlen wurde, nach Lissabon zurückzukehren, entflammte die Leidenschaft und den Unwillen Aller, unter sich auch im Einzelnen getrennten Parteien. Man glaubte hierin deutlich eine Absicht zu sehen, die brasilische Nation empfindlich zu beleidigen. Die Junta von Rio-Janeiro widersetzte sich förmlich diesem Schritte und der Regent versprach zu bleiben. Öffentliche Freudenbezeugungen fanden hierüber mehrere Tage lang statt; die öffentliche Meinung fing an für den Prinzen warm zu werden. Sie erlaubte sich immer leckere Ausfälle gegen die Portugiesen und trat allmählig in feindseligen Handlungen diesen gegenüber auf. Die Partelen rüsteten sich zu förmlichem Kampfe.

Den Brasiliern gelang es, der wichtigsten Festen sich zu bemächtigen; nur jene, welche den königlichen Palast beherrschte, widerstand eine Zeitlang, bis Uebermacht der Stürmenden zur Ergebung nöthigte. Man verhiess freien Abzug und sichere Einschiffung. Die Sieger hielten Wort.

Dieselben Scenen fielen zu Pernambuco vor; auch hier ward nach schwachem Widerstande ein

ehrentvoller Vergleich geschlossen. Einzelne Portugiesen traten sogar in brasilischen Dienst. Nicht so in Bahia. Die Truppen des Mutterlandes behielten nach blutigen Gemegeln und nach abwechselndem Glücke endlich die Oberhand und rächten an den Aufgestandenen den Versuch durch mancherlei Bedrückung. Dieser Umstand verzögerte noch für längere Zeit die völlige Unabhängigkeit Brasiliens und gab den Portugiesen einen mächtigen Stützpunkt für die Versuche einer Gegenrevolution.

Der Kronprinz hatte von seinem Vater, kurz vor dessen Abschied, noch verschiedene geheime Vollmachten erhalten, Brasilien, unter jeder Bedingung und um jeden Preis, der Dynastie zu erhalten. Als die Gährung in dem Lande mit den feindseligen Absichten der portugiesischen Cortes sich mehrte, beschloß er, Letztern geradezu sich entgegen zu stellen. Die meisten Beschlüsse des Congresses blieben demnach unbefolgt.

Noch wurde eine Weile unterhandelt; allein, da die Absichten der Cortes klar vor Augen lagen, so rüstete man sich zum äußersten Widerstande. Vergebens trug der portugiesische Congress den Brasilianern eine Delegation der vollziehenden Gewalt, unter dem Titel einer „Regentschaft des Königreiches Brasilien“, an; ihre Deputirten verwarfen diesen Vorschlag, da kein gesetzgebender Körper zugestanden werden wollte. Sie legten hierauf feierliche Verwahrung jeder Beeinträchtigung der Rechte ihrer Nation zum Protokolle nieder, und verweigerten bei Beschwörung der Constitution, förmlich den Eid, nicht ohne Beschimpfungen jeder Art preisgegeben zu seyn. In öffentlichen

Blättern rechtfertigten sie hierauf ausführlich und bündig die gethanen Schritte und entwickelte derselben Nothwendigkeit.

Als die Sprache der Cortes auch gegen den Prinz = Regenten rücksichtsloser und drohender als alle seine Verordnungen und Maßregeln für nichtig erklärt wurden und man sogar unter schwerer Strafe den Befehl zu seiner Rückkehr erneuerte, fühlte sich Dom Pedro vom lebhaftesten Unwillen ergriffen und er traf Anstalten, sich in seiner gegenwärtigen Stellung um jeden Preis zu behaupten. Er nahm den Titel eines beständigen Vertheidigers des Königreiches Brasilien an, welchen der Ayuntamiento von Rio = Janeiro ihm vorschlug. Er beschloß aus sämtlichen Provinzen Abgeordnete, zu Berathung der Nationalinteressen, einzuberufen. Beide Länder sollten auch hinfüro vereinigt bleiben, Brasilien jedoch eine eigene gesetzgebende Versammlung erhalten; allein die Patrioten, welche die Adresse an den Infanten gesendet, begnügten sich nicht mit dieser Maßregel.

Ihre Ueberbringer stellten die Nothwendigkeit einer Trennung Brasiliens von Portugal dar, und drangen auf ein entscheidendes Wort. Dom Pedro verhiess, durch ihre Gründe besiegt, zu bleiben und Brasiliens Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten. Eine allgemeine, constituirende und gesetzgebende Versammlung sollte bald möglichst einberufen und alle Bedürfnisse der Nation auf das sorgfältigste erwogen werden (Mai 1822).

Auf dieses huldigten alle Provinzen dem Ansehen des Dom Pedro, mit Ausnahme von Bahia, welches von den constitutionellen Portugiesen muthvoll vertheidigt wurde, und von Montevideo,

wo Pecor ebenfalls für die Sache des Mutterlandes sich erklärte.

Bald trat der Nationalcongreß von Brasilien in der Hauptstadt zusammen. Er bevollmächtigte den Regenten-Vertheidiger zu außerordentlichen Mitteln. Ein Anleihen, welches er in England zu Stande brachte, gab seiner Herrschaft die meiste Kraft. Er fühlte nun mehr als zuvor das Bedürfniß einer selbstständigen Rolle. Das fortgesetzte feindselige Benehmen der Cortes von Lissabon, welches sogar in beschimpfende Ausfälle auf Dom Pedro's Person ausartete, erleichterte dem Infanten den innern Kampf. Nothwendigkeit und Vortheil trieben ihn gleich sehr zum entscheidenden Schritt. Er nahm, aufgefordert hierzu von seinem Staatérath, den Generalprocuratoren und den Abgeordneten des Volkes, den Titel eines „constitutionellen Kaisers von Brasilien“ an, und erklärte die ewige Trennung zwischen dem Mutterstaat und der ehemaligen Colonie.

Drittes Kapitel.

Die Verhältnisse des Jahres 1823. — Republikanische Umrtriebe. — Ministerwechsel. — Lord Cochrane. — Eroberung von Bahia und Para. — Eröffnung der Wirksamkeit und Auflösung des Nationalcongresses. —

Brasilien hatte nunmehr (1823) einen constitutionellen Kaiser, einen Nationalcongreß und die Hoffnung einer Constitution erworben. Die Trennung von Europa war ausgesprochen und alle Verhältnisse schienen nicht von der Art, daß jemals wieder eine Annäherung und Vereinigung statt finden konnte. Allein es fehlte viel, daß ein theoretisch in's Leben gerufener Zustand der Dinge wie der gegenwärtige, praktisch sich verwirklichte. Eine Gesetzgebung, welche nur in Staaten von dichter Bevölkerung von Nutzen seyn mag, mußte in einem seine Bildung kaum erst beginnenden Lande von ungeheuerem Umfange*) und von einer kaum 5,306,318 starken Einwohnerzahl durchaus noch geringe Früchte bringen. „Nichts widersprach mehr — so drückt der geistvolle und scharfsinnige Buchholz***) sich aus — dem Wesen Brasi-

*) Von 113,115 geogr. Geviertmeilen.

**) Gesch. der europ. Staaten 2c. B. XII.

liens mehr als ein constitutioneller Kaiser, ganz abgesehen davon, daß, wenn man die Begriffe von Constitution und Kaiser gehörig zergliedert, der eine den andern gänzlich aufhebt. Gleichwohl war dieser Widerspruch sehr nothwendig geworden. Bei seiner Abreise von Rio = Janeiro hatte Johann VI. seinen Sohn berechtigt, der Erhaltung Brasiliens alles aufzuopfern. Da nun Brasilien nur unter der Bedingung erhalten werden konnte, daß es unabhängig wurde von den Bestimmungen Portugals, so willigte Dom Pedro zunächst in diese Unabhängigkeit. Die Annahme des Kaisertitels hatte keinen andern Zweck, als den Unterschied von dem König von Brasilien geltend zu machen, welchen Titel der König von Portugal führte. Constitutionell wurde der neue Kaiser vermöge der Nothwendigkeit, dem Bedürfnis eines, aus den Colonial = Vanden hervortretenden Landes nach eigenthümlicher Gesetzgebung, wäre es auch nur zum Schein, zu weichen. Auf diese Weise erklärt sich die Erscheinung des constitutionellen Kaiserreiches Brasiliens ganz von selbst und wir können von jetzt an zu den einzelnen Begebenheiten übergehen, welche dem Leser als nicht minder einfach einleuchten werden."

An dem Jahrestage der Erhebung des Hauses Braganza auf den Königsthron von Portugal, (1. Dezember 1822), ging die Kaiserkrönung Dom Pedro's vor sich. Die Prinzessin Leopoldina, Franz I. von Oesterreich Tochter, ließ sich den neuen Rang ebenfalls gefallen, wiewohl nicht ohne inneres Widerstreiten gegen die neue Ordnung der Dinge, welche zwar dieser fürstlichen

Frau vielleicht mehr, als dem Cabinet ihres Vaters, behagen mochte, aber dennoch durch die Unsicherheit des Besizes und die Einsicht in die künftigen Verhältnisse zu Europa, unbehaglich ihr fallen mußte.

Zehn Tage darauf (1. Decbr.) legte der Kaiser auf alle portugiesische Schiffe, die in Brasiliens Hafen sich befanden, Embargo. Eine fernere Verordnung verfügte den Sequester alles Gutes, welches in Reichsmagazinen niedergelegt war und Unterthanen von Portugal zugehörte; ebenso aller solcher Waaren im Besitze von Kaufleuten, und endlich aller portugiesischen Schiffe selbst. Die Aktien der Nationalbank, der Asscuranzgesellschaften und der Eisenwerke von Ipanema bei Soracaba allein waren von dieser harten Verfügung ausgenommen. Etwas später stellte man selbst Kaperbriefe gegen portugiesische Schiffe als gegen die einer Macht, mit welcher man im Krieg sich befinde, aus, gestattete den Consuln im Ausland, solche auszustellen und ordnete die Form der Preisengerichte an. Alle Brasilier wurden aufgefodert, um jeden Preis binnen eines Zeitraums von sechs Monaten in ihr Vaterland zurückzukehren; die Schumigen sollten als Portugiesen fortan behandelt werden. Rio = Janeiro erhielt zur Belohnung für seine standhaften constitutionellen Gefinnungen, von Dom Pedro den Titel einer „sehr getreuen und heldenmüthigen Stadt;“ der Senat aber das Prädikat „sehr erlaucht.“

Als bald darauf die Kaiserin Leopoldina, welche nunmehr den Namen „Maria“ angenommen, von einer Prinzessin genas, wimmelten die öffentlichen Blätter von Glückwünschen

und Bethürungen der Anhänglichkeit an das regierende Haus; ebenso von den reinconstitutionell-monarchischen Gefinnungen der Mehrzahl des brasilianischen Volkes. Aber das Phrasenmachen des Liberalismus, welches in neuester Zeit so häufig die Sprache der wahren Freiheit ersetzt hat, war auch in Brasilien bereits, zum großen Schaden dieser letztern, heimisch geworden. Die despotischen Elemente waren durch die Trennung von Portugal noch lange nicht ausgemerzt; wie konnte es da fehlen, daß nicht auch die demokratischen, trotz der nunmehr erworbenen Nationalselbstständigkeit, im Innern fortgährten?

In die Logen der Freimaurer hatte nunmehr der Republikanismus sich zurückgezogen. Dom Pedro, nach dem Beispiele Napoleons und selbst mehrerer legitimer Gewaltherrn, ließ sich zu ihrem Großmeister machen und schloß plötzlich alle Logen zu. Verschiedene der einflußreichsten Glieder, welche an der Spitze antimonarchischer Bewegungen gestanden waren, wurden verfolgt und in Schiffen fortgeschafft. Einem Theile gelang die Flucht nach Buenos-Ayres, wo Dom Pedro nachmals ihre Wirksamkeit genugsam spüren mochte. Die Nobrega, Pereira, Lebo, Alvez, Branco, Costa Barros, Azevedo gehörten zu denjenigen Männern, welchen der Kaiser die meiste Strenge zeigte. Während die Verehrer seines Regimentes auf Abschlag von künftigen Heldenthaten bereits ihn mit dem Beinamen des „amerikanischen Cäsars“ schmückten, fehlte es auch an solchen nicht, die ihn bereits in den Leumund eines „amerikanischen Tyrannen“ zu bringen suchten.

Das vorzüglichste Vertrauen Dom Pedro's wendete sich dem Geschlechte der Andrada zu. Unter ihnen erhielt Dom José Bonifacio das Ministerium des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten; Dom Martin F. Ribeiro das Portefeuille der Finanzen. Die Ressorts der Beiden befanden sich aber damals, wo sie auch hinblicken mochten, eben nicht in den glänzendsten Umständen.

Den Punkt der Finanzen und andere innere Verhältnisse werden wir alsbald weiter unten berühren. Die auswärtigen Angelegenheiten betreffend, machte die Anerkennung des kaiserlichen Titels und der Unabhängigkeit des sich selbst emancipirenden Reiches größere Schwierigkeiten, als Dom Pedro und seine Minister wohl gedacht hatten. Die Stimmung der europäischen Cabinete war zu diesen Tagen nicht die freundlichste gegen faktische Regierungen. Die Gewährung eines solchen Wunsches hing somit von allerlei Verhältnissen und Begebenheiten ab, welche erst noch sich entwickeln mußten.

Der Kaiser wendete sein Augenmerk auf Verbesserung seines Kriegswesens und auf die nothwendigste Organisation einer Seemacht. Mit Lord Cochrane wurden deshalb Verbindungen angeknüpft. Dieser berühmte Seemann war, einer allbekannten Betrügerei willen, die er, durch Verbreitung falscher Kriegsnachrichten, begangen, und aus welcher er mit Staatspapieren einen nicht unbeträchtlichen Gewinn gezogen, zu schimpflicher Abbitte vor den Schranken des Unterhauses verurtheilt, und dadurch genöthigt worden, auswärts sein Glück und die Herstellung des verlorenen

Rufes zu suchen. Der Freiheitskampf der spanischen Colonien in Amerika verschaffte ihm beides: sein Name wurde geachtet und gefürchtet, in Folge der vielen kühnen Streiche, die er zur See vollführt. Gleichwohl hatte er über einige Prisen und um rückständiger Besoldung willen, mit mehreren Kriegshauptern damals sich abgeworfen. Er nahm mit Freuden den Antrag Dom Pedro's an, als „erster Admiral der brasilischen Nationalflagge“ in dessen Dienste zu treten. Am 27. März 1823 erschien er am Bord des Linien= schiffes, welches den Namen des Kaisers trug, im Hafen von Rio= Janeiro und steckte zum erstenmal seine Flagge auf. Die Seemacht, wor= über der Lord= Großadmiral verfügen konnte, bestand zur Zeit nur aus dem eben genannten Dom Pedro, aus der Fregatte Peranga, den Corvetten Maria da Gloria und Liberal, und aus der Brigg Guarantin. Auch die Mannschaft bot noch einen dürftigen Anblick dar. Allein des Kaisers Thätigkeit, Cochranes Eifer und der Brasilier Großmuth brachten, auf dem Wege der Unterzeichnung durch Aktien, in kurzer Zeit die nöthigen Summen zur Verbesserung der in so erbärmlichem Zustande befindlichen Marine hervor und alles gewann eine bessere Gestalt. Das Genie des Oberbefehlshabers ergänzte erfinderisch die Lücken. Noch sind die dem Lande geleisteten Dienste, von welchen später die Rede seyn wird, in frischem Andenken.

Die Vorarbeiten für das gesetzgeberische Hauptwerk waren allmählig getroffen. Der Nationalcongreß ward am 3. Mai, dem Jahrestage der Entdeckung von Brasilien durch Cabral, feierlich

eröffnet. Der Kaiser, umgeben von seiner Familie, erschien im höchsten Schmucke vor der Versammlung. Donner der Kanonen, Klang aller Glocken, Blumen und Prachtteppiche auf den Straßen, hatten den Zug vom Palast aus nach dem Gebäude der Sitzung verherrlicht.

Die Abgeordneten leisteten dem Kaiser nachstehenden, ihnen vorgeschriebenen Eid: „Ich schwöre, daß ich meinen Pflichten, als Deputirter bei der allgemeinen constituirenden und gesetzgebenden Versammlung, welche einberufen ist, um eine politische Verfassung für das Reich Brasilien und die unvermeidlich und dringend gewordenen Verbesserungen einzuführen, in Treue und dem Gesetze gemäß, nachkommen will; daß ich die apostolisch-römisch-katholische Religion und die Untheilbarkeit und Unabhängigkeit des Reiches aufrecht erhalten will, ohne irgend einem Unionsvertrag oder Bündniß Gehör zu geben, welche dieser Untheilbarkeit und Unabhängigkeit Gefahr bringen könnten; endlich auch, daß ich die verfassungsmäßige Regierung und die Dynastie unseres souverainen Herrn, Dom Pedro, unseres ersten Kaisers und seiner Nachkommenschaft aufrecht erhalten will.“

Nachdem auch Dom Pedro seinen Eid auf die Verfassung abgelegt hatte, gab er in einer langen Rede über die äußern und innern Verhältnisse des Reiches Bericht; er sprach von den gemachten und noch zu machenden Opfern; von den Maßregeln für Herstellung der Finanzen, des Heerwesens und der Marine; von den patriotischen Gefühlen, welche ihn für und für durchströmten; von der Nothwendigkeit, daß der Na-

tionalcongress in dem Werke der Abfassung einer, auf die Verhältnisse der Zeit und des Landes berechneten Constitution, ihn unterstützte, von den nothwendigen Elementen, welche diese letztere nothwendig in sich enthalten müsse, um königlicher, aristokratischer und demokratischer Tyrannie zugleich zu steuern.

Allein weder Dom Pedro's Hoffnungen, noch die Erwartungen des Congresses sahen sich durch erfreuliche Ergebnisse gerechtfertigt. Während Ersterer durch constitutionelle Formen eigentlich nur seinen Thron zu befestigen suchte und seine Minister Unkenntniß der Menschen wie der Geschäfte, und Unfähigkeit, beide zu beherrschen, an den Tag legten: verriethen andererseits auch die Abgeordneten Mangel an gesetzgeberischem Takte und republikanische Einflüsterungen und der Anblick der Nachbarstaaten störten das nothwendige Vertrauen. Die Minister und die Abgeordneten erschienen gleich sparsam in den Sitzungen des Congresses und hoben ihn dadurch schon gleichsam faktisch auf. Endlich beschloß der Kaiser, über die Leere und Unthätigkeit desselben schamroth, seine Vertagung. Im Juni erst wieder erneuerte sich die Versammlung.

Mittlerweile war vor Bahia mancherlei vorgefallen, was die Unmöglichkeit der Behauptung portugiesischer Herrschaft in diesem Lande bewies. Dem Befehlshaber der constitutionellen Portugiesen, General Madeira, welcher an der Spitze einer Besatzung von mehreren tausend Mann dem Mutterlande den wichtigen Ort zu erhalten gesucht hatte, fehlte es zwar nicht an Muth und Entschlossenheit, allein seine Lage ward täglich

kritischer, da Labatu von der Landseite her ihn eingeschlossen, Cochrane aber, zur See alle Zugänge gesperrt hielt. Es riß also Mangel an Lebensmitteln und unter den Truppen Verzweiflung ein. In dieser Noth beschloß Madeira die Einschiffung nach Portugal. Aus Furcht vor dem Geschwader der Blokade segelten die Schiffe einzeln ab. Cochrane, der ihre Absicht merkte, stellte sich, als gewährte er ruhigen Abzug. Kaum aber befand sich die ganze, schlecht versehene Flottille auf offener See, als der Listige mit vollen Segeln nacheilte, den größten Theil der portugiesischen Fahrzeuge, nebst ohngefähr 1200 Mann, erbeutete und zum Theil nach Bahia, zum Theil nach Pernambuco, zurücksendete. Mit Mühe nur entging Madeira ähnlichem Loos und nur um in seiner Heimath strenge Richter über ein Benehmen zu finden, das in Folge gebieterischer Umstände, wohl schwerlich hätte anders eingerichtet werden können.

Nachdem Bahia in Dom Pedro's Gewalt gefallen, hielten auch die Hafenstädte Maranhao und Para, die beiden letzten Stützpunkte der portugiesischen Partei, sich nicht länger. Der Lord-Großadmiral besetzte sie, ließ der Regierung des Kaisers und der Verfassung huldigen und richtete die Verwaltung im Geiste des neuen Systems ein. Sämmtliche Portugiesen mußten ihre Waffen ausliefern. Die Angestellten unter ihnen wichen den Eingebornen. Alle Schiffe in den Häfen wurde für die Krone Brasilien in Beschlag genommen. In Para setzte man die bisher dort waltenden Junta der Provinz ab und eine aus Brasilianern gebildete dafür ein. In Anerkennung der geleisteten wichtigen Dienste, erhob Dom Pedro

den Admiral zum Marquis von Maranhao, und dessen Gemahlin, welche aus England so eben eingetroffen war, zur ersten Palastdame der Kaiserin.

Während von dieser Seite her die Anfänge der Regierung Dom Pedro's durch Kriegsglück begünstigt wurden, schlich der böse Geist seines Hauses, Unheil verkündend, auf andere Weise daher. Der Kaiser, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und ein feuriger, unbesonnener Reiter, stürzte vom Pferde und brach zwei Rippen. Sein Zustand wurde gefährlich und ein Gerücht verbreitete sich, er werde schwerlich wiederum aufkommen. Diesen Umstand benutzte die nur mühsam zurückgehaltene, im Geheimen mächtig fortwirkende Partei der Republikaner. Sie gaben ihren Gefühlen Sprache und That; die Verschwörung drohte in förmlichen Aufstand sich zu verwandeln. Die beiden Minister-Günstlinge glaubten durch Energie und Schrecken die Gefahr abzuwenden und füllten die Gefängnisse mit Patrioten. Allein die Gerichtshöfe sympathisirten zu sehr mit den Angeklagten, als daß sie im Interesse des Ministeriums gehandelt. Die meisten der Verhafteten wurden freigesprochen.

Die republikanische Partei und die liberale, scheinbar constitutionell-monarchische wurden durch diesen Stieg in der öffentlichen Meinung nur kühner und ungestümer; sie forderten vom Kaiser die Entfernung der beiden Andrada's; nur in diesem Fall, — erklärte man, würde der Kaiser seinen Thron behaupten. Nach wenig Tagen gab Dom Pedro ihren Forderungen nach; die verhassten Minister gaben ihre Entlassung ein und zwei

ihrer Hauptgegner, die Abgeordneten José Joaquim Carneiro de Campos und Manoel Jacinto Nogueira de Gama traten in ihre Stellen ein. Ribeiro de Rezende ersetzte den bisherigen Polizei-Intendanten da Cunha. (17. Juli). Der Kaiser beruhigte die Nation in sehr liberalen Aufrufen und erklärte, während er naiv genug die den Herrschern anklebende menschliche Gebrechlichkeit bedauerte, seine aufrichtige Gesinnung, alle Willkür zu verbannen und von diesem Tage an (18 Juli) die Rechte der Personen und des Eigenthums aller Staatsbürger gewissenhaft zu schirmen.

Die constituirende Versammlung, welche den Kaiser diese Sprache reden ließ, ging in ihren Schritten noch weiter und erklärte mit großer Stimmenmehrheit (29. Juli) die Beschlüsse des Nationalcongresses sollten auch in dem Falle Gesetzeskraft erhalten, daß der Kaiser ihnen die Genehmigung versagen würde. Dieser Widerspruch glich ganz demjenigen, wodurch die spanischen Cortes einen zum zweiten Mal von dem Könige verworfenen Gesetzesentwurf das dritte Mal an und für sich in's Leben treten ließen. Hätte man in Spanien und Portugal wie hier, Uebertreibungen dieser Art vermieden, so seufzten gegenwärtig nicht die beiden Länder unter dem Joche einer an die Zeiten Caligula's, Tamerlans und Iwan Basilowitsch erinnernden, antieuropäischen, Christenthum und Monarchie in gleichem Grade entehrenden Tyrannei, Anarchie und Gesetzlosigkeit.

Dom Pedro, als er die republikanische Faktion mit solchem Ungestüm zugreifen sah, erwachte aus seiner Unthätigkeit und behauptete

standhaft das nach dem neuen System nicht abgestrittene Veto für solche Entwürfe und Dekrete, welche mit seinen Grundsätzen und Rechten nicht übereinstimmen würden; in öffentlichen Blättern und Adressen suchte er jedoch seine Ansichten und Maßregeln so viel als möglich zu rechtfertigen.

Aller Augen waren übrigens nunmehr auf das Grundgesetz selbst gerichtet; das man von Monat zu Monat mit steigender Ungeduld erwartet hatte. „Die Commission zur Entwerfung desselben hatte ihre Arbeiten beendet, und den Deputirten José Ricardo da Costa Aguiar d'Andrade und Francisco Moniz Tavares eine Originalabschrift ihres Entwurfes zugesendet, als die Verhandlungen der gesetzgebenden Generalversammlung darüber ihren Anfang nahmen. Diese dauerten nicht lange. So wie hierauf der Constitutionsentwurf durch den Druck bekannt gemacht wurde, bestand er aus 15 Titeln, die zusammen 272 Artikel enthielten. Ohne über den Inhalt derselben weitläufig zu werden, wollen wir bloß anführen, daß er ähnlichen, in Europa zu Stande gebrachten Entwürfen nachgebildet war, und in allen seinen Theilen auf der Voraussetzung beruhete: der Entwicklungsgrad werde durch die Gesetzgebung bestimmt.“

„Der erste Titel umfaßte die Eintheilung des Gebietes mit der ausdrücklichen Erklärung, daß man dadurch dem Anspruche auf noch andere, in jener Aufzählung nicht einbegriffene Theile keineswegs entsage. In dem zweiten Titel wurden die Rechte der Brasilianer genauer bestimmt, und zu diesen sollten gehören: die persönliche Freiheit;

Geschwornen = Gerichte, doch nur auf Criminalfälle beschränkt; Religionsfreiheit, doch so, daß die römisch = katholische Kirche die Staats = Religion bildet und daß Nicht = Katholische zwar geduldet, aber vom Genuß der politischen Rechte ausgeschlossen sind; Gewerbefreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums; Pressfreiheit und Unterdrückung der Mißbräuche derselben. Der dritte Titel handelte von den Gewalten und stellte folgendes fest: Trennung derselben in die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt, und zwar als vom Volke verliehen; die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt getheilt zwischen zwei Kammern und dem Kaiser; eine Wahlkammer, hervorgehend aus den Wahlen der Provinzen; ein Senat, zusammengesetzt aus Senatoren, welche der Kaiser auf Lebenszeit ernannt hat, nach Listen, die ihm von den Provinzen und demnächst von der Wahlkammer überreicht werden. Der Vorschlag der Gesetze sollte dem Kaiser und der Wahlkammer anheimgestellt werden, und die Sanction betreffend, so sollte der Kaiser sie ein und zwei Mal versagen können, aber wenn dasselbe Gesetz zum dritten Male in Antrag gebracht wurde, so sollte er gehalten seyn, es als Staatsgesetz bekannt zu machen. Die gesetzgebende Behörde sollte sich von Rechtswegen alljährlich den 3. Mai versammeln dürfen und die Auflösung derselben nicht in der Gewalt des Kaisers stehen."

„Man sieht, so schließt Buchholz, den wir aus Gründen hier reden lassen — man sieht, daß die brasilianischen Solone nach dem Muster der norwegischen, spanischen und portugiesischen verfahren hatten, ohne des Unterschiedes zu ge-

denken, der zwischen alteuropäischen Staaten und einem, so eben aus den Colonial-Banden hervorgetretenem Reiche statt fand; und man sieht zugleich, daß der ganze Verfassungsentwurf seinen Charakter in dem Umstande hatte, daß ein Prinz des Hauses Braganza in Brasilien zurückgeblieben war." —

Der Kaiser, dessen Gefühle nicht mit allen Bestimmungen dieses Grundgesetzes harmonisten, wurde von der widerwärtigen Nothwendigkeit der Unterzeichnung durch ein unvorhergesehenes Ereigniß befreit. Die republikanische Partei im Nationalcongresse, welche von Tag zu Tag sich verstärkte, hatte ihren besondern Stützpunkt an zwei Zeitschriften „die Schilde" und „die Fackel," welche in äußerst überspanntem Geiste geschrieben waren, und als politisches Postulat für die Vollendung der Unabhängigkeit Brasiliens die Austreibung aller noch im Lande zurückgebliebenen, nicht selten mit wichtigen Staatsämtern bekleideten Portugiesen aufstellte. Dies war die äußere patriotische Seite; der geheime tiefere Plan aber war, von der Seite des Kaisers die letzten getreuen Ráthe und die eifrigsten Verfechter des monarchischen Ansehens zu entfernen. Mit besonderm Haß redete man in jenen Journalen gegen die Offiziere. Solches erregte ähnliche Leidenschaft bei den Betreffenden und erzeugte endlich Gedanken der Rache.

Ein Apotheker zu Rio-Janeiro stand im Verdacht, einen ganz besonders heftigen Artikel gegen zwei Offiziere der berittenen Artillerie verfaßt zu haben. Die Gekränkten, nur vom gewaltsamen alten Stolge ihrer Körperschaft bewegt, und der

neuen Ordnung der Dinge uneingedenk, verschafften selbst sich Recht dadurch, daß sie in das Haus des Journalisten drangen und persönlich ihn mißhandelten. Darüber erhob sich von Seite des Betheiligten und seiner Freunde nicht geringes Geschrei; er zeigte bei der Polizeibehörde den Vorfall an und begehrte Genugthuung; man verweigerte sie, aus Rücksicht gegen das Corps, den Hof und das Ministerium. Die Sache ward an den Nationalcongrès gebracht; der Bittschriften-Ausschuß verwies den Kläger an die ordentlichen Gerichte. Zugleich aber trug der Abgeordnete Dom Antonio Carlos de Andrade auf die Verbannung der Schuldigen aus dem Reiche an, falls die Sache als gegründet erfunden würde. Dieser Vorschlag wirkte elektrisch auf die Gemüther; mancherlei Leidenschaften vereinigten sich, die Flamme stärker anzublasen. Ein Geist der Gährung nahm in der Hauptstadt überhand, wie man noch nie ihn erblickt. Ellboten bestimmten Dom Pedro, der in der Quinta von St. Christovao gewöhnlich sich aufhielt, zu schleuniger Rückkehr. Der Pöbel, durch die Notabeln der patriotisch-republikanischen Partei geleitet, tobte und drohete das Aeußerste. Der Kaiser befand sich am Vorabend einer blutigen Krisis.

Er beschwor (10. Novbr.) den ärgsten Sturm durch Entlassung aller Minister, mit denen die öffentliche Meinung bereits ebenfalls zerfallen war. Allein er beschloß auch sein Königsrecht von nun an um jeden Preis zu behaupten, und an die Stelle bereitwilliger Nachgiebigkeit den Ernst des Schwertes zu setzen.

Er nahm ungefähr 1000 Mann zu sich nach

Christovao, und nachdem Dom A. C. d' Andrade, den das Volk plötzlich nun bis in die Wolken erhob, auf die Permanenz des Congresses, so wie um kategorische Auskunft über die Maßregeln der Regierung angetragen hatte, sendete er eine Botschaft an die Versammlung, worin der Kaiser erklärte: „Täglich seyen Offiziere der Armee in Zeitblättern und Flugschriften von Factionisten straflos mißhandelt worden; diese hätten klagend sich an die Majestät gewendet. Um Unordnungen zu verhindern und die Freiheit der Berathungen zu sichern, habe man Truppen zusammengezogen. Diese Truppen beobachteten strenge Mannszucht; ihren Beschwerden müsse überdies abgeholfen werden.“

Der Congress, durch den Inhalt dieses Schreibens etwas bestürzt, stellte sich gleichwohl beruhigt, wiewohl außer genauer Kenntniß von den Beschwerden der Kriegsmänner. Er verhiess übrigens der Regierung jeden möglichen Beistand zu Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, sobald nur das Ministerium selbst die nöthigen Mittheilungen machen würde.

Als die Antwort der Generalversammlung in St. Christovao angekommen, begehrte die Regierung in ihrer Republik: Beschränkung der zügellosen Pressfreiheit und die Purificirung des Congresses von mehreren anarchischen Mitgliedern aus ihrer Mitte. Der Beschluß desselben jedoch, nach langen und heftigen Erörterungen, fiel verneinend aus, so lange das Ministerium nicht über alle obschwebende Punkte Auskunft ertheilt und der Minister des Innern in Mitte der gesetzgebenden Versammlung erscheinen würde. Ueberdies begehrte

man die Entfernung aller portugiesischen Offiziere und angestellten Ausländer bei der Heerabtheilung zu St. Christovao, auf wenigstens einen Raum von 6 Stunden von Rio-Janeiro. Diesem Ansinnen zu willfahren, dächte Dom Pedro ebenso viel, als seiner Krone von freien Stücken sich verlustig zu begeben. Er sendete darum zwar den Minister des Innern nach der Versammlung, ließ aber inzwischen die Mannschaft, welche um die Quinta sich gelagert hatte, nebst einer Abtheilung Reiterei und mehreren Kanonen in die Hauptstadt rücken und vor dem Congresspalaste in Schlachtordnung sich aufstellen.

Die Abgeordneten, erstaunt und eingeschüchtert, machten bald auf eine Scene, wie die des 18. Brumaire, sich gefaßt, verloren jedoch ihre Würde und Haltung nicht. Hauptleute erschienen jetzt, bewaffnet, in Mitte der Gesetzgeber der Nation und überbrachten das Wort ihres Herrn, mit allem soldatischen Troß, der bei solchen Anlässen sich freut, die materiellen Gründe der Gewalt an die Stelle derjenigen der Ueberzeugung zu setzen. Ein Dekret des Kaisers besagte: der gegenwärtig versammelte Congress habe den der Nation geleisteten Eid, den Gesamtbestand des Reiches, die Unabhängigkeit Brasiliens und die Rechte des Monarchen zu beschützen, treulos gebrochen. Dadurch sey er, der Kaiser, veranlaßt worden, die Versammlung aufzuheben und eine neue an deren Stelle treten zu lassen.

Der Congress, welcher die Katastrophe wohl erwartet hatte, dekretirte die Einregistrierung des Beschlusses in das Protokoll und der Präsident erklärte die Sitzung für beendigt. Die Mitglieder,

in der Mehrzahl mit feierlicher Verwahrung gegen erlittene Gewalt, räumten den Saal. Mehrere derselben wurden durch die Soldaten verhaftet. Der Kaiser erschien nun in Person, und durchritt, wie im Triumphe die Hauptstadt. Niemand setzte Widerstand entgegen; viele riefen Beifall zu; Alles beleuchtete, drei Nächte hintereinander, theils aus Ueberzeugung, theils aus Furcht, theils aus Gleichgültigkeit gegen das Geschehene.

Als die erste Gährung sich gelegt und der Freudenrausch verschlafen war, fühlte der Kaiser dennoch das Ruhmlose, Mißliche und Unbehagliche seiner Lage. Vom monarchischen Europa zurückgestoßen, vom republikanischen Amerika argwöhnisch bewacht, von zahlreichen Anhängern einer durch List und Reichthum fortwährend mächtigen Partei umgeben, von den Anhängern des Mutterlandes seiner Zugeständnisse an die Brasilianer wegen, gehaßt, konnte er durchaus die Meinung nicht entbehren, durch die ein constitutioneller Fürst einzig herrscht. Er suchte demnach das Grelle eines Schrittes zu mildern, von dem er gleichwohl die Folgen für sich zu benützen fortgesonnen war. Der Meineid, welchen er der gesetzgebenden Versammlung im Allgemeinen vorgeworfen, wurde in öffentlichen Blättern von Seiten des Kaisers auf eine Faktion geschoben, welche aus Begierde der Rache entschlossen gewesen sey, die Gräuel der Anarchie über das Land zu rufen. Er versieß jedoch, indem er jenen ihm angesonnenen für durchaus unpassend erklärte, einen neuen Verfassungsentwurf selbst vorzulegen. Hierbei blieb es für längere Zeit.

Wenn Dom Pedro und seine Minister mit

den meisten Beschlüssen des aufgelösten Congresses unzufrieden gewesen sind, so war doch dies nicht der Fall hinsichtlich des englischen Anleiheus. Im September noch hatte der betreffende Minister eine Art Regentschaft über die Finanzverhältnisse des Landes abgelegt, welche aber nicht die erfreulichsten Resultate bot. Der Schatz war, als jener Minister sein Amt antrat, angeblich mit einer Schuld von 30,550,000 Grusaden (22 Millionen Thaler) belastet gewesen.

Da die Deckung der Ausgabe durch die Einnahme unter den damaligen Umständen schlechterdings unmöglich war, so willigte der Congress mit saurer Miene in ein Anleihen von 2,500,000 Pfund Sterling. Es kam auch in der That mit den Londoner-Häusern, Drenford, Alcock und Comp. und Rutler Sohn zu Stande, und zwar zu 75, und mit 6 Procent; die Rückzahlung nach 35 Jahren.

Dies war die Lage der Dinge in Brasilien, im verhängnißreichen Jahre 1823, welches während zwei europäische Länder in den Strudel unübersehbarer Verwirrungen, durch ungeschickte Bertheidigung der Freiheit von einer — und planlose Wiederherstellung des Absolutismus von der andern Seite, gestürzt wurden, Amerika mit mächtigen Schritten seiner völligen Unabhängigkeit von den alten Colonialverhältnissen zureiten ließ.

Viertes Kapitel.

Die Begebenheiten der Jahre 1824 und 1825.

Neuer Constitutionsentwurf Dom Pedro's und Annahme desselben. — Republikanische Reaktion von Pernambuco und Carvalho's Fall. — Unterhandlungen in Europa und Anerkennung der Selbstständigkeit Brasiliens.

Wie viel Dom Pedro (1824) auch sich Mühe gegeben, die Brasilier von seiner aufrichtigen Anhänglichkeit an das constitutionelle System und die Interessen des Landes zu bethätigen; wie streng er gegen die gebornen Portugiesen und wie unempfindlich er gegen alle Unterhändler seines Vaters schien, welchen nicht einmal die Landung verstattet worden war, so herrschte doch für und für über seine innersten Herzensgesinnungen großes Mißtrauen. Das Jahr 1823 hatte gegen alle Königseide argwöhnisch gemacht.

Die Brasilianer — meint Buchholz — konnten sich nicht überreden, daß er wirklich auf seine Familie, auf sein Vaterland, auf seine Rechte an den portugiesischen Thron und auf seine Verbindungen mit europäischen Souverainen Verzicht geleistet habe; und auf der andern Seite war ihr Haß gegen die Portugiesen viel zu heftig,

als daß sie das Eine oder das Andere hätten verzeihen können. Hierauf beruhten die Gefahren, welchen der Kaiser ausgesetzt war; Gefahren, welche eine glückliche Lösung der von ihm übernommenen Aufgabe höchst unwahrscheinlich machten. Was ihn für diesen Augenblick am meisten beschützte, war der Bürgerkrieg in Peru, und der Antheil, den die Republik Columbia an demselben nahm. Diese Republik, mächtig durch den Geist ihres Stifters Bolivar, verschmähte jedes Bündniß mit Brasilien, dessen Regierungsform sie als eine Anomalie in der großen Föderation der amerikanischen Freistaaten betrachtete. Buenos-Ayres hatte den Verlust Montevideo's nicht verschmerzt; und da die Portugiesen das östlich vom La Plata-Strom gelegene Gebiet seit dem Dezember geräumt hatten, so wendete sich die Feindschaft des Freistaates Buenos-Ayres gegen die Brasilianer und deren Regierung. Und diese Feindschaft konnte für die Ruhe Brasiliens nicht ohne Folgen bleiben, da Buenos-Ayres ein Bestandtheil der großen amerikanischen Föderation war, diese aber den Grundsatz angenommen hatte, daß ganz Amerika von den Bestimmungen Europa's unabhängig werden müsse. Ohne Stützpunkt, weder in Amerika noch in Europa, und gänzlich dem Laufe der Begebenheiten überlassen, — wie hätte der Kaiser von Brasilien sich schmeicheln können, daß er die übernommene Rolle, seine Absichten mochten für oder wider das Mutterland seyn, mit Erfolg und Ruhm durchführen werde? —

Dom Pedro hatte, seinem Worte getreu, alsbald nach Auflösung des Congresses, durch seinen

Geschichte von Brasilien. II. 3

Staatsrath eine neue Verfassungsurkunde eiligst entwerfen und dem Senate zur Begutachtung vorlegen lassen. Dieser war der sonderbaren, wie-wohl auf den ersten Blick sehr einfachen Ansicht: das Urtheil der öffentlichen Meinung über die Güte der vorgeschlagenen Verfassung könne am leichtesten dadurch gewonnen werden, daß man sämtliche Bürger auffordere, ihre Billigung oder Mißbilligung in öffentlich aufgelegten Registern auszusprechen. Der Vorschlag wurde angenommen, und da es der vollziehenden Gewalt durch allerlei Mittel nicht sehr schwer wurde, Billigung und Mißbilligung wenigstens der Mehrzahl, nach Belieben zu leiten, so fielen natürlicherweise die meisten Stimmen sehr günstig aus.

„Abgesehen von den Umständen, unter welchen die Constitutions-Urkunde vorgelegt wurde, war diese nur darauf berechnet, den Brasilianern Vertrauen einzuslößen. Festgestellt war in ihr, so weit es durch Worte geschehen kann: die Unabhängigkeit des Reichs, die Gleichheit der Rechte, die erbliche und constitutionelle Monarchie in der Ordnung der Erstgeburt, ohne Unterschied des Geschlechts; ferner die Fortdauer der katholischen Religion, als Religion des Kaiserreichs, und die Duldung, wenn gleich nicht die öffentliche Ausübung, anderer Gottesverehrungen. Dieselbe Urkunde erkannte vier Staatsgewalten; die gesetzgebende, die mäßigende, die vollziehende und die richterliche. Die erste dieser Gewalten sollte getheilt werden zwischen dem Kaiser, einem Senat und einer Kammer von Abgeordneten; die zweite und die dritte sollten dem Kaiser allein zukommen, welcher die mäßigende Gewalt übt; 1) indem er

die Senatoren ernennt; 2) indem er die außerordentliche allgemeine Versammlung in der Zwischenzeit der Sitzungen zusammenberuft; 3) indem er die Dekrete dieser Versammlung sanktionirt, um ihnen Gesetzeskraft zu geben; 4) indem er die allgemeine Versammlung prorogirt und die Kammer der Abgeordneten auflöst, so oft die Staatswohlfahrt es erheischt; 5) indem er seine Minister ernennt; 6) indem er die Magistrate suspendirt; 7) und 8) indem er Gnade übt und Amnestien bewilligt."

"Die Verantwortlichkeit der Minister war in dieser Constitutionsurkunde ausdrücklich festgestellt, und zwar in der Art, daß der Senat über ihre Verbrechen und Vergehungen, so wie über die der Glieder des kaiserlichen Hauses erkennen sollte. Was endlich die richterliche Gewalt anlangt, so verdient bemerkt zu werden, daß sie sich, nach dem Muster des brittischen Verfahrens, sowohl in bürgerlichen als in peinlichen Sachen, auf die Anwendung des Gesetzes beschränkte, indem die Entscheidung über das Thatsächliche Geschwornen vorbehalten war*).

Wenn der neue Verfassungsentwurf, als alleiniges Werk des Kaisers und seiner Behörden, schon an und für sich viele Gegner hatte, vielleicht ohne so herbe Kritik zu verdienen, so kam noch als besonderer Umstand der Haß hinzu, welchen die Provinzen der Hauptstadt Rio-Janeiro trugen. Vor allen zeichnete sich hierin das jederzeit stürmische und entschieden republikanisch-gesinnte Pernambuco aus. Nichts desto weniger

*) Buchholz, XIII. 54 ff.

ward das Grundgesetz des Kaiserreiches Brasilien, als durch eine unermessliche Mehrheit von Zustimmungen gutgeheißen, im ganzen Lande verkündigt, und von dem Kaiser und der Kaiserin, so wie von allen Behörden und Gemeinden feierlich beschworen (25. März). Freudenfeste der mannichfachsten Art, wie gewöhnlich, folgten. Aber es dauerte noch lange Zeit, bis die Constitution von dem Papiere in's Leben überging und in der Meinung des Volkes einigermaßen wurzelte. Die Institutionen, die Hauptwurzeln und Lebenskräfte jeder freien und wirksamen Verfassung, wurden auch hier nach demjenigen erst eingeführt, welchem sie billig hätten vorangehen sollen.

Die Gährung der Gemüther begann auch bereits um diese Tage in verschiedener Gestalt sich abermals zu zeigen; am allerheftigsten zu Pernambuco. Dom Manoel de Carvalho Paes d'Andrade, eins der einflußreichsten Häupter der republikanischen Partei, war durch eine Volksversammlung zum einstweiligen Befehlshaber der Provinz ernannt worden. Er weigerte sich die Verfassung und das Ansehen des Kaisers selbst nur anzuerkennen. Vergebens bemühte sich die Partei Dom Pedro's, einen andern Gouverneur einzuschwärzen; vergebens stellte man Dom Carlos da Silva Ferro, früher durch Reichthum vor allen seinen Mitbürgern in der Provinz mächtig, an die Spitze der Bewegungen für eine Gegenrevolution; die demokratische Partei behauptete sich siegreich, und Carvalho seine Stelle und seinen Einfluß. Der Kaiser beschloß nun die Unterwerfung der Stadt und Provinz durch Waffengewalt. Zuerst sollte eine einfache Blockade des Hafens

von Pernambuco versucht werden. Der Commodore Taylor wurde zu diesem Behuf mit einem Geschwader abgesendet. Voran ging ein kaiserliches Dekret, welches die Einwohner nochmals freundlich zur Unterwerfung aufforderte, es blieb aber ohne Wirkung; eben so auch die Nachricht, welche über die beabsichtigte Landung eines portugiesischen Heeres von mehr als 10,000 Mann, zu Wiederunterjochung der Colonie, und über Dom Pedro's patriotischen Eifer und treffliche Maßregeln zu muthvollem Widerstande, sich verbreitete. Man hielt von Seite der Republikaner die ganze Sache für ein selbst angesponnenes Spiel des Hofes, um Tugenden glänzen zu lassen, an die Niemand glauben wollte. Sir Taylor stellte zwar, auf Dom Pedro's Befehl die Blokade ein; aber auch dieser Beweis von Großmuth entwaffnete die Demokraten nicht, vielmehr forderte Dom Carvalho in begeisternden Manifesten die Nordprovinzen Brasiliens auf, die Gewaltherrschaft abzuschütteln, und eine freie „Föderation des Aequators“ zu bilden.

Auf die Nachricht hiervon fühlte der Kaiser die ganze Nothwendigkeit des kräftigsten Kampfes gegen die immer mächtiger werdende Partei der Republikaner. Noch gegen Ende Julius wurde eine kleine Flotte ausgerüstet, bestehend aus dem Linienschiffe Dom Pedro, einer Corvette, einer Brigg, verschiedenen Bombardier- und Transportschiffen, so wie aus einer Truppenabtheilung von 1000 — 1200 Mann. Lord Cochrane führte den Oberbefehl. Der Brigadier Lima, zugleich zum künftigen Militairgouverneur der Provinz Pernambuco mit unbeschränkten Voll-

machten ernannt, stand als zweiter Befehlshaber unter ihm.

Am 23. August traf der Lord vor der widerspenstigen Stadt ein, und forderte sie zur Uebergabe ihrer Waffen, Forts, Kriegsschiffe, Geschützstücke und Kassen, binnen eines Zeitraums von fünf Tagen auf, wogegen er den Einwohnern Schutz und Sicherheit der Personen, und den Urhebern und Häuptern der Empörung Amnestie, unter der Bedingung antrug, daß sie die Staaten des Kaisers, ohne dessen besondere Erlaubniß, ferner nicht mehr betreten würden. Diese Unerbieten fanden keinen Eingang. Die Einschließung der Stadt begann, und bald auch die Bombardirung der in sehr gutem Zustande befindlichen Forts.

Carvalso und Barros, entschlossen, das Aeußerste zu wagen, boten einen Widerstand, welcher selbst die Energie und die Gewandtheit Cochranes ermüdete. Er überließ dem Commodore Juell die Fortsetzung der Blokade, und segelte nach Bahia ab, daselbst Unterstützung an sich zu ziehen. Lima aber unternahm von Eugeno de Suassienne, dessen er sich bemächtigt, mannigfache Bewegungen gegen Carvalso. Das Unglück wollte, daß dieser durch eine derselben von der Stadt abgeschnitten und gezwungen wurde, sich an Bord eines englischen Kriegsschiffes zu flüchten, dessen Befehlshaber ihn gastlich aufnahm. Es war umsonst, daß er auf die frühern Bedingungen hin nunmehr zu kapituliren wünschte; Lima forderte, bei veränderten Umständen, unbedingte Uebergabe. Bis zur Mitte des Septembers dauerte der Kampf fort; die Republikaner leisteten verzweiflungsvolle Wehre; endlich jedoch,

nachdem sie durch die größere Taktik der Belagerer aus allen Verschanzungen vertrieben worden, streckten sie die Waffen, nur theilweise. Mehrern Abtheilungen, welche außerhalb der Stadt sich befanden, gelang die Rettung nach Guiana.

Die Niederlage der Pernambucaner vereitelte zwar den großen Plan der Conföderation des Aequators; aber sie vernichtete weder den Geist des Widerstandes in der übrigen Provinz, noch schlug sie die Hoffnungen der Patrioten in den andern nördlichen Landschaften völlig darnieder. Man ergab sich bloß in die Umstände, und harrete besserer Augenblicke zur Wiederaufnahme des abgerissenen Entwurfes. Der Einfluß und das Beispiel der republikanischen Nachbarstaaten erhielten die gebeugten Freunde demokratischer Freiheit noch mehr aufreche, und Dom Pedro's Lage war so kritisch und gefährvoll, daß bloß die Summen des englischen Anleiheus und die Politik Englands, deren Seele Canning war, ihn retteten.

Um das Bild des Ganzen klarer und anschaulicher zu geben, werden wir von nun an die politischen Hauptparteien, in welchen Brasilien und sein Monarch eine Rolle gespielt, zusammenhängend, eine nach der andern, und zwar in ihren verschiedenen Richtungen nach Innen und Außen verfolgen. Zuerst wird also die Geschichte der Regulirung des Verhältnisses zu Portugal, die endliche Anerkennung der Selbstständigkeit Brasiliens und der Souveränität Dom Pedro's, in Kurzem gegeben werden; nach diesem von den Freundschafts- und Handelsverträgen mit europäischen Mächten, von dem Kriege mit Buenos-Ayres, der Thronfolge in Portugal und dem groben

Skandale die Rede, seyn, durch welchen die Tochter des Kaisers von Brasilien, allen Rechten und Verträgen, und der Politik und Moral gleich entgegen, ihrer anerkannten Rechte auf den Thron von Portugal beraubt worden ist.

Die gleichen Gründe, welche den großen Staatsmann Englands bestimmten, die Unabhängigkeit mehrerer ehemaligen Colonien Spaniens in Mittel- und Südamerika anzuerkennen, und den bereitwilligen Arm gewisser absolutistischer Cabinete des Festlandes zu Unterstützung Ferdinands VII. abzuhalten, vermochten ihn auch, Alles anzuwenden, daß Brasiliens Selbstständigkeit von dem frühern Beherrscher freiwillig zugestanden wurde. Das Cabinet von Lissabon war in eben so viele Ansichten, als die Familie selbst in Parteien, getheilt. Damals unterschied man hauptsächlich drei: eine englische, französische und spanisch-österreichische. Erstere suchte, indem sie Englands Interesse hauptsächlich im Auge hielt, die Regierung zu einer constitutionellen Reformation zu gewinnen, welche dem Lande auf jeden Fall, auch beim Fort herrschen des englischen Einflusses, nur heilbringend seyn konnte. Die französische wünschte den Sieg der monarchischen Prinzipien, aber gleichwohl einen vernünftigen Zustand der Dinge; bei Durchführung einer solchen Rolle hoffte man Frankreichs Zwecke zu fördern, und zugleich in der öffentlichen Meinung, welche dem Ministerium Villele's so verächtlich begegnete, wiederum einigen Ruhm zu gewinnen, und das Land dem englischen Einfluß zu entreißen. Die dritte Partei suchte nur den Sieg des theokratisch-absolutistischen Systems und die moralische Ertödt-

tung des Geistes der portugiesischen Nation, in wie fern solcher durch die Ereignisse der letzten 30 Jahre hineingekommen war. Die erste und eine Abtheilung der dritten vereinigten sich jedoch diesmal mit einander in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß Brasilien von Portugal frei erklärt würde. England, um den Colonialhandel des Landes in seine Gewalt zu bekommen und in Portugal den Meister zu spielen; Oesterreich, damit seine Kaisertochter nicht länger eine durch revolutionäre Prinzipien und Kräfte erworbene Krone theile, und der Republikanismus nicht auch auf diesem Punkte der neuen Welt siegreich werde. Nur Spanien, noch von frischem Grimm über Canning's diplomatische Unthat erfüllt, wendete sich mit Abscheu von dem bloßen Gedanken einer vertragmäßigen Ausöhnung. Seine apostolischen Unterhändler und die Anhänger der Königin, welche in ihrer Abgeschlossenheit zu Queluz und Ramalsao fortwährend an dem Gift- und Herenbrei für ihr unglückliches Vaterland kochte, wendeten alles an, Dom João von jedem Vergleich mit seinem rebellischen Sohne abzuhalten.

Nichts desto weniger leitete Herr Canning Alles auf das Beste ein. Man paralyisirte auf jede Weise alle Rüstungen, zu welchen der politische Unverstand der anti-englischen Partei sich zu ermannen suchte. Noch im Jahre 1824 vermochte man den Kaiser Dom Pedro, welcher bis jetzt keinem portugiesischen Abgesandten auch nur die Landung erlaubt hatte, zu einigen mildern Maßregeln. Eben so zeigte sich seinerseits auch das portugiesische Cabinet etwas freundlicher.

Man gab die brasilischen Gefangenen frei.

In mehrern Häfen des Kaiserreichs wurden Schiffe unter portugiesischer Flagge zugelassen. Für die Ansichten Canning's arbeitete Palmella, für diejenigen Frankreichs Suberra am meisten*). Nach vielen vergeblichen Bemühungen erpreßte man endlich von dem Könige Johann oder dessen Ministern, das Zugeständniß: Brasilien soll den Namen eines Kaiserthums und eine besondere Constitution, Dom Pedro den Titel eines Kaiser-Regenten erhalten; die Colonie selbst aber, soll wie bisher, mit Portugal verbunden bleiben.

Nachdem hierdurch zum mindesten eine sichere Grundlage zu fernerer Unterhandlung gewonnen worden, ging der berühmte Mittler und Todtengräber der neuern Verfassungen in einer Person, Sir William A' Court (Lord Heitesbury) nach Lissabon (noch im Oktober 1824). Die von ihm und seinen Gegnern gespielten Intriguen, und der erfolgte Ministerwechsel, welcher Canning's Plane um vieles weiter förderte, findet man in der Geschichte von Portugal und in der des portugiesischen Repräsentativ-Systems erzählt. Auch Sir Charles Stuart, ebenfalls nun nach Lissabon gesendet, operirte inzwischen wacker mit; der Graf Barbacena,

*) Gleichwohl hält das Cabinet der Tuilerien es nicht für nothwendig, diesen dormal zwischen Leben und Tod in Dom Miguel's Kerkeru schmachtenden, und seiner gerichtlichen Mordmordung entgegensehenden Diplomaten, auch nur durch eine ernsthafte Depesche zu retten, so wie man auch zu allen übrigen Gräueltthaten diplomatisch-artig stillgeschwiegen hat. Solches heißt heut zu Tage: „Sieg der Prinzipien.“

im neuen Ministerium die Hauptperson und in Dom Pedro's Interesse, und mit Palmella insgeheim fortwährend verbunden, war die Seele der Bemühungen für die Emancipation Brasiliens. Man unterstützte das Anleihen des Kaisers, welches die Judenfamilie Rothschild übernahm. Die Partei der Königin und ihrer Verbündeten war in Verzweiflung, da sie einen Sieg constitutioneller revolutionärer Grundsätze für Portugal nicht minder als für Brasilien nahe sahen.

Endlich war man im Februar 1825 zu London, wo auch der Prinz Esterhazy sehr thätig an den Unterhandlungen Theil nahm, so weit vorgeschritten, daß dem Kaiser nachstehender Antrag, mit Bewilligung Dom João's gemacht werden durfte: „So lange Dom João VI. lebt, führt Dom Pedro, sein Sohn, den Namen eines Kaiser-Regenten; nach dessen Tode aber denjenigen eines Königs von Portugal und Kaisers von Brasilien. Das neue Reich bezahlt an das Mutterland eine Entschädigungssumme und bleibt, wiewohl mit demselben, mittelst eines gemeinsamen Oberhauptes, verbunden, ein für sich bestehender Staat.“ Die brasilischen Gesandten erklärten ihre Vollmacht für unzureichend, und stellten völlige Unabhängigkeit als *Conditio sine qua non* jedes endlichen Vergleiches auf.

Sir Charles Stuart reiste nichts destoweniger mit einer außerordentlichen Sendung nach Rio-Janeiro, wie es scheint, auch von Lissabon aus mit ungewöhnlicher Vollmacht versehen. Er kam gerade zu einer Zeit in Brasilien an, wo der Krieg mit Buenos-Ayres um Montevideo, die Plane auf Paraguay, die Umtriebe der

republikanischen Partei, und die Politik und Entwürfe Bolívar's den Kaiser auf das mannichfaltigste bewegten und mit Besorgnissen jeder Art erfüllten. Nie hätte der Augenblick zu Abschluß eines Vergleiches gelegener seyn können, als der gegenwärtige.

Dom Pedro empfing den englischen Vermittler auf ausgezeichnete Weise (28. Juli 1825), und der Staatsrath rathschlagte ohne Säumen über die Gegenstände seiner Sendung. Am 29. August wurde der Vertrag zwischen Brasilien und Portugal unterzeichnet. Dom João VI. erkannte in demselben ersteres Land als ein unabhängiges, von Portugal, Algarvien und den übrigen Besitzungen getrenntes Kaiserreich, seinen Sohn Dom Pedro de Alcantara aber als Beherrscher desselben an. Der König, welcher aus freiem Willen für sich und seine Nachkommen alle Rechte auf das Land Brasilien an Dom Pedro und dessen Erben abtritt, behält sich bloß ebendenselben kaiserlichen Titel vor.

Für Ausgleichung aller zwischen beiden Reichen noch obwaltenden Irrungen, nehmen beide Monarchen die Vermittlung Sr. Großbritanischen Majestät an. Alsbalb sollen auch von beiden Seiten Bevollmächtigte zusammentreten, und die wechselseitigen Reclamationen in's Reine bringen. Sir Charles Stuart, von Portugal in dieser Eigenschaft bereits ernannt, überbrachte nunmehr, nach einer Ueberfahrt von 52 Tagen, die wichtige Botschaft des angenommenen Vertrages.

In ganz Brasilien, wo man an die Sache Dom Pedro's und der constitutionellen Monarchie aufrichtige Anhänglichkeit fühlte, herrschte Jubel und Begeisterung über das Geschehene. Die re-

publikanische Faktion allein fühlte sich einer ihrer vorzüglichsten Stützen, der Ungewißheit des bisherigen Zustandes und der Furcht vor Portugal, durch welche das Ansehen des Kaisers stets noch in Schach gehalten und gemindert worden war, von nun an beraubt.

Fünftes Kapitel.

Dom João's Tod. Die Carta de Lei. Donna Maria, Königin von Portugal. — Die Verträge Brasiliens mit auswärtigen Mächten. — Verhältniß zu Dr. Francia. — Tod der Kaiserin Maria Leopoldina. Generalversammlungen von 1826 und 1827.

Ein großer Theil der portugiesischen Patrioten, aus Gründen, welche ihrem Gefühle mehr denn ihrem Herzen Ehre machten, vernahmen die Nachricht von endlicher Lostrennung der wichtigen Colonie, mit Bedauern und Schmerz. Die Einsichtsvollern erkannten, daß es der Nation mehr fromme, das Unhaltbare freiwillig aufzugeben, und die heimische Kraft für Verbesserung des innern Zustandes anzuwenden, statt zu fruchtlosem Ankampf wider den Geist der Zeit und den Willen des Schicksals in einem entfernten, Portugal längst im Geist entfremdeten Lande zu vergeuden. Andere fanden im Sieg der Grundsätze hinreichende Entschädigung, und in dem freundschaftlichen Verhältniß zu einem Bruderstaate größern

Gewinn, in materieller wie in moralischer Beziehung, denn in dem Widerwärtig = Feindseligen eines Gewaltherrn zu einem unterdrückten und in seinen edelsten Rechten mißhandelten Volke. Alle drei aber ahneten die furchtbaren Ereignisse nicht, die aus dieser Trennung, wiewohl nicht als unmittelbare Folge, sondern gegen die Berechnung der Verständigsten, für Portugal sich entwickeln sollten.

Während Dom Pedro die Bemühungen der Republikaner in Brasilien mit kräftigem Arme niederschlug, entdeckte Verschwörungen mit Beil und Strang bestrafte, mit England Freundschaft unterhielt, diejenige des Libertadors Bolivar suchte, zur Theilnahme am großen Congreß der amerikanischen Staatenbunde bereit sich erklärte, und mit Dr. Francia Briefwechsel pflog, während Brasiliens Handel ausblühte und der des ehemaligen Mutterlandes neuen Schwung erhielt, erkrankte plötzlich sein Vater, der König João VI. von Portugal, und starb, man weiß noch immer nicht, ob an natürlicher Krankheit, ob an Wirkungen der Chokolade von Mafra, zubereitet von der Hand der Apostolischen, — nachdem er noch zuvor seine zweitälteste Tochter, die geistvolle und anmuthige Prinzessin Isabella, zur Regentin von Portugal erklärt hatte.

Noch vor diesem Ereigniß hatte bange Ungewißheit der Gemüther sich bemächtigt, welcher von beiden Prinzen auf dem Thron von Portugal einst wohl nachfolgen würde, ob der Kaiser von Brasilien (vermöge der alten Reichsgesetze und des Rechtes der Erstgeburt), oder der Infant Dom Miguel (vermöge der vertragsmäßigen

Trennung beider Länder). Jener Vertrag selbst hatte auf diesen Fall hin keine Verfügung; doch behauptete man, geheime Clauseln, zu Gunsten D. Pedro's, von England garantirt, seyen demselbigen bei seinem Abschluß gleich beigelegt gewesen. Die Meinung der Mehrzahl von Staatsrechtlern und die der meisten Cabinete ging dahin: Dom Pedro habe wohl für seine Person, aber nicht für die seiner rechtmäßigen Erben auf den väterlichen Thron entsagt und entsagen können. Da der Kronprinz von Brasilien, sein ältester Sohn, vermöge der Constitution dieses Landes, in demselben allein einst herrschen konnte, so ging das Recht desselben natürlicherweise, und in Folge der portugiesischen Reichsgesetze, auf das zweite Kind des Kaisers und Königs, die älteste Prinzessin, Donna Maria da Gloria, damals Prinzessin von Groß-Para, über. Die Partei von Queluz u. s. w. aber hoffte für den Liebling Dom Miguel, dessen große Verdienste und Herrscherfähigkeiten durch mehr als ein Ereigniß, worunter Coule's Ermordung nicht das ruhmloseste war, sich bereits kund gegeben hatte. Man harrete mit ängstlicher Ungewißheit der Bekanntmachung des geheimen Artikels in dem oben genannten Vertrage, welcher allein das Räthsel lösen konnte, und mit dem man schon seit längerer Zeit sich herum getragen hatte.

Die europäischen Mächte, mit Ausnahme derjenigen, welche dem Dom Miguel, seiner Mutter und der apostolischen Faktion auf den schlimmsten Fall hin im Geheimen Hülfe zugesagt, anerkannten die Rechte des Dom Pedro. Man beschloß denselben feierlich zu bewillkommen und seine

Befehle einzuholen. Canning arbeitete für friedliche Vereinigung der tiefverwickelten Sache. Sir William A'Court, vermuthlich schon damals im Solde der Tories von England und des Festlandes, spielte den eifrigen Constitutionellen, und ermuthigte die Prinzessin-Regentin zu standhaftem Ausharren auf ihrem schwierigen Posten. Dom Miguel, welcher seit seiner Verbannung, zu Wien die nothdürftigsten Elemente der Menschwerdung und in den Künsten seiner künftigen Bestimmung gehörigen Unterricht empfangen hatte, unterwarf sich scheinbar der Gewalt seines Bruders. Schon damals aber arbeitete man diplomatisch von einigen Seiten an seiner einstigen Erhebung.

Er Stuart war am 1 März 1826 zu Rio Janeiro eingetroffen und von dem Kaiser auf das huldreichste empfangen worden. Dom Pedro beeilte sich, das Loos seines ehemaligen Vaterlandes, in welchem zu herrschen vom Schicksal ihm nicht vergönnt war, seiner erhabenen Stellung und der bisher gespielten Rolle würdig, zu entscheiden. Er bestätigte seine Schwester Isabella in ihrem Amte als Regentin-Reichsverweserin des Königreiches Portugal, gewährte allen Portugiesen ohne Unterschied, welche vom Jahre 1820 an, politischer Verbrechen sich schuldig gemacht, Amnestie, und gab dem Lande eine politische Verfassung, Carta de Lei, der brasilischen nachgebildet, am 23. April des Jahres 1826. Hierauf trat er alle seine Rechte auf die Krone Portugal an seine Tochter Donna Maria da Gloria ab, welche er zugleich seinem Bruder, Dom Miguel zur Gemahlin bestimmte (2. Mai). Nachdem dies geschehen und Herr Stuart

zur Ueberbringung der freudensreichen Botschaft nach Lissabon entlassen worden, versammelte der Kaiser auch alsbald nach seiner Rückkehr aus Bahia, wo er eine Zeitlang sich aufgehalten, die zu Ende des Jahres 1825 bereits einberufenen Kammern, und beschwor am 25. März abermals die Verfassung. Eröffnung und Schluß gingen auf das prunkvollste vor sich. Der Kaiser erklärte den Brasilianern, daß er aus Liebe zu ihnen, dem Throne Portugals entsagt. Alle öffentliche Aktenstücke huldigten dem Systeme der gesetzlichen Freiheit unverhohlen. Das Volk begann nunmehr im Ernst an des Kaisers constitutionelle Gesinnung zu glauben, und jetzt erst, nachdem er von Portugal auf gleich würdige, als vortheilhafte Weise sich losgesagt, schien er in dem Herzen der Brasilianer eingebürgert.

Es ist vielfach die Rede davon gewesen, daß England (durch Canning sowohl als Stuart), an Abfassung jener portugiesischen Charte Theil gehabt. Allein beide Männer haben dies auf das Bestimmteste gelugnet, und der Minister sogar das Werk Dom Pedro's in vielen Punkten, als unpraktisch, förmlich gemißbilligt. Man behauptete später sogar, die Carta de Lei sey von des Kaisers eigener Person entworfen, und nach seinen Lieblingsideen, von einem hoch in seinem Vertrauen stehenden Brasilier ausgearbeitet worden.

Dom Pedro's Name erscholl fortan in dem Munde der Mehrzahl Portugals, als derjenige eines segensreichen Gesetzgebers und Wohltäters. Man feierte sein Andenken auf jegliche Weise. Man ehrte England, und seinen berühmten Staatsmann und die Unterhändler, welche die Sache betrieben, mit einem Gefühl, das den alten Nationalhaß gegen

alles Englische auf eine Zeitlang verdrängte. Aber der Tod Canning's, die Schlaffheit des Ministeriums und die Handlungsweise eines Wellington, A'Court, Goderich, Beresford und Aberdeen zerstörten nach kurzer Zeit alle Früchte wieder, und verwandelten dasjenige, was ursprünglich zum Segen verliehen worden war, in gräuelvollen Fluch.

Wir kehren nunmehr zu den Älten und Schicksalen Dom Pedro's, als Monarch von Brasilien, zurück. Er hatte England für mannigfach geleistete Dienste verbindlich sich gezeigt, und seinen Handel auf jede Weise begünstigt. Die Diplomaten des mächtigen Inselreiches behaupteten zu Rio - Janeiro einen Haupteinfluß. Ein Handelsvertrag zwischen beiden Staaten war schon früher abgeschlossen, und unterm 18. Oktober 1825, in der brasilischen Hauptstadt unterzeichnet worden. Das englische Ministerium fand jedoch allerlei Anstände, und versagte seine Genehmigung *). Nach verschiedenen Schwierigkeiten kam auch mit Frankreich (im Juni 1826) ein Freundschafts- und Handelsvertrag zu Stande. Diesem folgten, ein Jahr darauf (16. Juni 1827), ähnliche Verträge mit Oesterreich, welches nun die Kaisertochter als rechtmäßige Monarchin Brasiliens, und die Enkelin zweier Kaiser, als legitime Königin von Portugal (damals noch) erblickte; eben so mit den hanseatischen Republiken Hamburg, Lübeck und Bremen (17. Octbr. 1827).

*) Der Punkt wegen wechselseitiger Auslieferung der Verbrecher verzögerte den Abschluß. Falsche Schaam! Eitle Koketterie, man kennt dich, schöne Mäcke.

Das freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Dr. Francia hatte um diese Zeit bereits aufgehört. Noch gegen das Ende des Jahres 1826 fanden unangenehme Berührungen Statt. Der Diktator von Paraguay hatte früher Dom Pedro das Wort gegeben, in des Kaisers Verhältnissen zu Amerika und Europa völlige Unparteilichkeit zu behaupten. Eben so hatte er Bevollmächtigte nach Madrid geschickt, um gewisse Vorschläge zu machen, welche auf den Fall ihrer Verwerfung von Seite der spanischen Regierung, sodann dem Kaiser ebenfalls zur Entscheidung übersandt werden sollten. Eine mächtige Intrigue, von der Königin Charlotte angesponnen, war der Haupthebel dieser mystischen Unterhandlung. Allein sie scheiterte, und die Commissäre wurden von Dom Ferdinand VII. nicht nur nicht angehört, sondern selbst mißhandelt, nach den Grundsätzen des in Spanien herrschenden Gast- und Völkerrechtes.

Dr. Francia hielt dafür: Dom Pedro's Benehmen und seine Carta de Lei trügen alle Schuld daran. Er klagte daher bitter den Kaiser an, daß er die Revolution auf den amerikanischen Continent gebracht und lüsterne Augen auf den Staat Paraguay geworfen habe; daß er es sey, welcher, mit Hülfe brittischer Sendlinge, die Mission der Commissäre in Madrid vereitelt. Die neue Verfassung, die er den Portugiesen gegeben, und durch die die Revolution in jenem Lande aus ihrer Asche wieder erstanden, wäre nur der Deckmantel seiner Pläne auf das linke Ufer des Uruguay. Wenn Dom Pedro fortführe, sich durch unwürdige Einflüsterungen leiten zu lassen, Ein-

flüsterungen, wodurch sogar seine ehrwürdige Mutter in den tiefsten Kummer versetzt worden sey, so werde sich Dr. Francia und die Regierung von Paraguay nie in Verbindung einlassen. In Paraguay wisse man wohl, daß Dom Pedro Schuld an der Empörung des Abendeno trage (eines Mannes, der zuerst die jetzige Verfassung Paraguay's vorschlug, und deshalb, auf Francia's Befehl, am 26. Oktober 1826 hingerichtet wurde).

Der Diktator hatte, in Folge der angeblich von Brasilien unternommenen Bewegungen, die für eine Weile an B. Zapidas übertragenen Zügel der Regierung, mit neuer Kraft und Raschheit ergriffen, und den Abgeordneten des brasilischen Generals, der in dem Staate Banda Oriental befehligte, nicht einmal zugelassen, vielmehr denselben auf barsche Weise zur Rückreise nach Matteo-Grosso genöthigt. Nach diesem war auch, trotz freundschaftlichem Vergleichsanerbieten, eine brasilische Brigg in den Gewässern von Paraguay durch eine Goelette des Diktators verhindert worden, ihren Weg fortzusetzen. Endlich traf Francia ernsthafte Rüstungen, wie zu Abwehrung eines feindlichen Angriffs. Vergebens begehrte der Admiral Dom Pedro's von dem Befehlshaber der paraguay'schen Seemacht die Erlaubniß, einen Unterhändler nach Assomption zu schicken; der gestrenge Doktor erklärte alle fernere Verbindungen mit Brasilien abgebrochen, drohete, jedes Schiff, das über St. Nikolas de los Arroyos vordringen würde, anhalten und die Mannschaft niederschließen zu lassen. Gegenmaßregeln von Seite des Kaisers erwartend, bereitete er sich zu ernsthaftem Kampfe, stellte er ein Beobachtungsheer auf die Gränze, theilte

er Kaperbriefe aus. Kurz vorher war, da der König von Spanien den vortheilhaften Vorschlägen, welche die Regierung von Paraguay, unterstützt von der Königin Caroline, der mächtigen Stütze des römisch-katholischen Glaubens, ihm gemacht, kein Gehör gegeben hatte, die Unabhängigkeit der theokratischen Republik förmlich ausgerufen worden. Dadurch hoffte man allen künftigen Attentaten Dom Pedro's auf dies von Revolutionenstürmen bisher frei erhaltene Land, hinreichend begegnet zu haben. Die Zeit wird lehren, ob es dem brasilischen Kaiser nicht gelingt, einen Staat mit dem seinigen zu vereinen, welcher durch Jesuiten entstanden, und durch einen Jesuiten mit Robespierischem Charakter bisher regiert worden ist.

Eine tiefe Wunde wurde dem Herzen Dom Pedro's durch den Tod seiner oben genannten liebenswürdigen Gemahlin, *Maria Leopoldina*, geschlagen, welche am 11. Dezember des Jahres 1826 gestorben war. Sie nahm die Achtung und die Thränen aller bessern Brasilianer mit in's Grab. Niemals hatte sie die ihrem Geschlecht und Hause oft so eigene Sucht, in Staats-sachen sich zu mengen und politische Intriguen anzuzetteln, getheilt, noch vielweniger den Haß eines fremden Cabinettes gegen alles constitutionelle Wesen in dasjenige ihres Gemahls zu verpflanzen gesucht. Sie erfüllte alle ihre Pflichten, als Gattin und Mutter, musterhaft. Die Bosheit hat auch dessen ungeachtet das traurige Ereigniß ihres frühen Absterbens ergriffen, und dasselbe mit einem geheimen Verhältnisse Dom Pedro's in Verbindung gebracht, bloß in der Absicht, einem con-

stitutionellen Fürsten in der öffentlichen Meinung dadurch zu schaden, welcher diese letztere zu ehren und anzuerkennen es wagte.

Die Sitzung des Nationalcongresses vom 3. 1827, welche am 3. Mai von dem Kaiser in eigener Person eröffnet worden, füllte sich meist mit Betrachtungen über die nunmehr so glücklich geregelten Verhältnisse Portugals, und Berathungen über den Krieg mit Buenos-Ayres, und mit Verbesserung der Finanzen des Landes. Beide letztere Dinge waren aber gerade sehr unvereinbar, und ehe der Gang der Begebenheiten uns noch einmal zu kurzem Rückblicke auf das portugiesische Drama hincrust, und zu Dom Pedro's neuesten Entschlüssen; ist es nothwendig diejenigen Ereignisse in gedrängtem Umriss vorüber zu führen, welche nicht nur die innere Erstarkung Brasiliens bis dahin verhindert und viele seiner edelsten Kräfte erschöpft, sondern auch den Kaiser seither noch verhindert haben, gegen den frechen Räuber der Krone seiner schimpflich verschmäheten Tochter mit aller Macht des gereizten Königsjornes aufzutreten.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg mit Buenos-Ayres. — Dessen Hauptereignisse und Ausgang. — Donna Maria wird der portugiesischen Krone beraubt.

Die nähern Umstände der Besignahme der Banda Oriental, welche längere Zeit einen Bestandtheil des Vicelkönigreiches Buenos-Ayres gebildet, die vorangegangenen Begebenheiten des Kampfes der Argentinier mit Spaniens Heeren, die Gewalt-herrschaft des Parteilängers Artigas, und die Bedingungen, unter welchen Brasilien die wichtige Provinz interimistisch zu seinen Händen nahm, möge man später in der Geschichte von Montevideo vergleichen, welches, als nunmehr selbstständiger Freistaat, ebenfalls eine Abtheilung in unserm historischen Cyklus von den amerikanischen Republiken erhalten muß. Eben so gehört auch der Kampf um die Banda Oriental selbst, sowohl in diese Abtheilung, als in die Darstellung der Schicksale des argentinischen Staatenbundes. Um somit dieselbe Sache nicht dreimal zu erzählen, führen wir hier nur die vorzüglichsten Momente des merkwürdigen Streites an den Augen des Lesers vorüber.

Die Einwohner von Montevideo und dem dazu gehörigen Gebiete hatten stets die Absicht blicken

lassen, vom Kaiserstaate Brasilien sowohl als der La Plata-Republik unabhängig, nach eigenen Gesetzen sich zu regieren. Doch hing ihr Herz, im Fall einer Wahl zwischen beiden, mehr an der letztern denn an dem erstern, da bei dem vorwaltenden Föderativsystem, ihr Wunsch nach politischer Unabhängigkeit wenigstens zum Theil sich verwirklicht haben würde. Noten und Beschwerden wurden hinter einander in großer Anzahl gewechselt; allein der Kaiser Dom Pedro hielt mit stärkerm Arm die knirschende Provinz in seinem Gehorsam, und die Einwohner erklärten durch erzwungene Adressen ihre innige Bereitwilligkeit, für immer mit Brasilien vereinigt zu bleiben. Endlich jedoch machte der unterdrückte Volksgeist sich Luft; am 21. April 1825 brach allgemeiner Aufruhr aus und die republikanische Partei erhob trotzig ihr Haupt. Die Patrioten vom La Plata hatten durch Geldsummen, Briefwechsel und Unterhändler die Flamme angeblasen, und die materiellen Mittel des Widerstandes so viel wie möglich zugeführt.

Der General Lavalleja stellte sich an die Spitze bewaffneter Haufen, landete am linken Ufer des La Plata, und bestimmte Fructoso Ribeiro, einen der Feldherren Dom Pedro's, zum Uebergang zur Sache der Insurgenten. Bald darauf erklärte der Congress der Republik Buenos Ayres die Wiederaufnahme der Banda Oriental in den argentinischen Staatenbund, von welchem sie niemals aufgehört habe, einen Bestandtheil zu bilden. Die Zeit der brasilischen Herrschaft über dieselbe wurde als eine fortgesetzte Usurpation betrachtet. Die Republik stellte sofort ein Beobachtungsheer am La Plata auf.

Die Truppen des Kaisers und der Eisplatiner stießen nunmehr auf einander und das Kriegsglück wechselte. Erstere erlitten (8. Juli) bei Perbido, letztere (14. Okt.) bei Orqueta de Sarandi, und ebenso (4. Novr.) bei Arboletto eine empfindliche Niederlage.

Um eben diese Zeit hatte der Großadmiral, Lord Cochrane, den Dienst des Kaisers wegen Streitigkeiten mit den Ministern über Sold und Prisen, verlassen, und war nachmals in die Dienste der Griechen, in gleicher Eigenschaft, gegangen, ohne jedoch für die großen Summen, die er sich stipuliren ließ, die Erwartungen jener Nation und ihrer Freunde in der Folge zu befriedigen. Durch ein Betragen, welches allzusehr demjenigen eines abenteuernden Miethlings glich, büßte er sehr viel in der Meinung der Philanthropen und Freiheitsfreunde Europa's von dem bisherigen Ruhme ein. Der Kaiser entließ ihn, zwar ungern, doch mit gereizter Stimmung über die schnell wechselnden Grundsätze eines Mannes, dem er so viel vertraut und so große Wohlthaten zugetheilt hatte. Er vergaß, daß der Engländer stets zu Aenderung der politischen Rolle bereit ist, sobald er nur irgend einen Zuwachs für seinen finanziellen Vortheil erblickt. Der Nachfolger Cochrane's, Lobos, foderte die Regierung von Buenos-Ayres nachdrücklich auf, ihr bisheriges System, nach welchem sie die Insurgenten der Banda auf alle Weise unterstützt, zu ändern. Die Republik entwickelte ihrerseits in einer gedruckten Denkschrift (4. Novemb.) den unrechtmäßigen Titel, mit welchem Brasilien sich im Besitze der streitigen Provinz fortbehauptet, so wie auch die Ansprüche der Fö-

Geschichte von Brasilien. II. 4

deration vom La Plata auf diesen, der gemeinsamen Kette gewaltsam entrissenen Ring. Von der Feder jedoch kam es bald, wie Jedermann wohl erwartet hatte, zum Schwerte.

Der Kampf wurde von beiden Theilen mit Erbitterung, beiden zu gleich großem Nachtheil, geführt. Die edelsten Kräfte, welche füglich der innern Entwicklung wären zugewendet worden, sah man nutzlos hier verschwendet. Die Cisplatiner selbst konnten für ihren ursprünglichen Plan noch die meiste Hoffnung schöpfen. Zur See waren die Brasilier, — zu Land, weil hier von den freiheitdurstenden Einwohnern kräftig unterstützt, befanden sich die Gegner mehr im Vortheil. Der Obrist Olivera nahm noch zu Ende des Christmonds (30. Decr.) 1825 die Stadt Theresia und stürmte das Fort St. Miguel. Lobo dagegen drang mit seiner Flotte auf dem La Plata bis Buenos-Ayres vor. Sofort wurde, zu großem Schaden der Stadt und der neutralen Schiffe, die Blokade eingeleitet, wiewohl schlecht genug vollzogen. Die Flotte der Republik, unter dem Oberbefehl des tapfern und kenntnißreichen Brown, schlug diejenige des Kaisers und zwang sie zu schleunigem Rückzug. Aber es gelang Lobo bald wieder auf ähnliche Weise sich zu rächen und die Blokade wieder herzustellen.

Während dies zur See geschah, belagerten die Heerhaufen La Ballega's und der Argentinier Montevideo mit Macht. Aber die Stadt war zu stark befestigt und zu gut mit Vertheidigern versehen, als daß ein entscheidender Schlag sobald gelingen konnte, trotz der dem Kaiser friedlich gesinnten Mehrzahl der Bevölkerung. Eine Reihe einzelner

Gefechte und Ausfälle wiederholten sich unter den Mauern. Jeder Theil hoffte durch standhaftes Ausharren die Geduld des andern zu ermüden. So standen die Sachen, als die überraschenden Ereignisse in Portugal entschieden, und Dom Pedro zu Anträgen des Friedens geneigter gemacht, die seither, der wiederholten Bemühungen des brittischen Unterhändlers und Vermittlers ungeachtet, jederzeit an der Hartnäckigkeit der Kämpfenden gescheitert waren*).

Die Verfassung, welche Dom Pedro dem Reiche Portugal gegeben, und die Souverainität der Königin Donna Maria da Gloria, waren von allen europäischen Mächten (mit Ausnahme Spaniens) förmlich anerkannt worden. Die Infantin Isabella führte, in Dom Pedro's und seiner Tochter Namen, bis zu deren Großjährigkeit, die Zügel der Regierung. Inzwischen sammelte sich eine Faktion Mißvergnügter, von der spanischen Camarilla, von der Jesuitenpartei in Portugal, der Congregation von Paris, von den Agenten der alten Königin, den geheimen Vollmachten aus Wien und den Tories in England aufgemuntert und unterstützt, im Innern des Landes, und es begann ein blutiger Bürgerkrieg. Dessen Erfolge und Ausgang sind in der Geschichte von Portugal geschildert worden. Um die innere Ruhe wieder herzustellen und die Parteien zu beschwichtigen, sann man auf einen Mittelweg, und beschloß, den Infanten Dom Mi-

*) Vgl. die auf diesen Kampf sich beziehenden Urkundenstücke in den „Neuesten Staatsakten“ von Cotta. B. IX. und X.

guel, den Oheim und Verlobten der jungen Königin, als Regenten, bis zu deren Ankunft, nach seinem Vaterlande zurück zu schicken. Das österreichische Cabinet, welches für Dom Miguel, des in Herrn von Genz's Schule nunmehr Erzeugenen Treue zu bürgen schien*), hatte vorzüglich — wie es heißen will und Dom Pedro nachmals selbst erklärte, — auf diese Entschliessung eingewirkt. Schon früher war sein Entschluß, den Bruder zu sich nach Rio-Janeiro zu nehmen und daselbst erziehen zu lassen, durch eine geheime Sendung des Ritters von Neumann geändert und sein Mißtrauen gegen den Jüngling, dessen Charakter nur allzu wohl ihm bekannt war, für eine Zeitlang entwaflnet worden.

Dom Miguel, welcher zu Wien, in völliger Freiheit, der Autorität seines Bruders förmlich gehuldigt und als Statthalter desselben die Reise nach Lissabon angetreten hatte, war nicht sobald daselbst angelangt, als er, nach frevelhaftem Spiel mit einem zweiten Eid auf Evangelium und Charte, die Maske abwarf, die Cortes mit Kriegsheuten verjagte, die treuesten Anhänger der rechtmäßigen Gewalt einkerkerterte und jenes blutige System zu entwickeln begann, welches bloß an den Septembergräueln und Monaden der französischen Revolution und an den Unthaten Ali Pascha's ein würdiges Gegenstück findet. Oeffentlicher und geheimer

*) Der Prinz hatte den Kaiser von Oesterreich von seinem Entschluß, den Befehlen seines Herrn und Bruders zu gehorchen und die Constitution zu beschwören, in Kenntniß gesetzt, und Se. Majestät ihn sehr gebilligt.

Neuchelmord, kaum nothdürftig unter gerichtliche Formen verhüllt, trat an die Stelle der Gesetze, und eine allgemeine Plünderung des Vermögens Aller, welche durch Geburt, Talent und Industrie sich auszeichneten und zu Dom Pedro's Anhängern gehörten, kam an die Tagesordnung. Jeder Erinnerung an den rechtmäßigen König wurde mit raffinirter Beschimpfung Hohn gesprochen und an die Plätze, wo seine niedergerissenen Bildsäulen gestanden, Galgen aufgepflanzt. Die Usurpation der königlichen Krone nach der Gaukelei mit den abgeschafften alten Cortes, vollendete das Werk der Gewalt und des Hochverrathes. Die Gegenrevolution von Porto mißlang, und die Ermordung oder Mißhandlung der Bürger, ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters und Ranges, nahm ihren ungestörten Fortgang. Der Lajoschwemmte, das Werk der Nacht verrathend, die heimlich Erwürgten an das Land. Die Scene mit Moreira und seinen Gefährten, so wie mit deren schuldlosen Wittwen und Waisen, steht, indem wir diese Zeilen niederschreiben, als neuester merkwürdiger Commentar zu den Grundsätzen der Legitimität, zum allgemeinen Schauder des civilisirten Europa's, da, welches von den Höhen des Himmels, oder von jenseits des Weltmeers die Hand des Rächers über namenlosen Verrath und Frevel erwartet, und in dem Glauben an alles Recht, alle Moral, alle Eide und Verträge irre gemacht werden würde, so diese Rache nicht exemplarisch sich nahen würde.

Dom Pedro, in seinem tiefsten Innern über diese Thaten erschüttert, hat bereits die treu-

losen Vorschläge der Abgeordneten des Ministeriums Wellington, zum Vergleiche mit dem Thronräuber abgelehnt. Er billigte das Betragen seiner Anhänger, er schickte den Königen Europa's seine Tochter, um durch den Anblick eines schuldlosen Fürstenkindes Jedem, welcher in Verwerfung des Heuchlers zögern würde, Schaamroth in die Wangen zu jagen. Er schloß mit Buenos-Ayres Frieden, um ungestört für die Rechte dieser Fürstin wirken zu können und seine zertretene Charte wieder herzustellen. Nachdem der „älteste und getreueste Allirte des Hauses Braganza“ mit Donna Maria da Gloria eine heuchlerische Farge gespielt und seine getreuen Diener mit Kanonenschüssen von ihrer Pflicht zurückgetrieben hat, sinnt er nunmehr darauf, mit den Waffen in der Hand den gordischen Knoten zu zerschneiden und die Mächte Europa's, welche die Versuchung vielleicht angewandelt haben möchte, ein Ungeheuer, wie der Usurpator des portugiesischen Thrones, in ihrer Mitte aufzunehmen, in die Wahl zu versetzen: entweder einem Hochverrath an der Legitimität das gehörige und strenge Urtheil zu sprechen, oder gegen die letztere selbst, zum Schutze eines Verbrechers, die Waffen zu ergreifen, welche nur der Vertheidigung des Rechtes und der Ordnung, der Throne und ihrer Besitzer durch feierliche Aussprüche, Verträge und Congresse, seit 1814 geweiht worden sind. Die nächste Zukunft wird belehren, ob ein usurpirter Thron revolutionäre Grundsätze heiligen mag, welche in ihrer Richtung von unten auf so feierlich verdammt und welchem von der ältesten europäischen Macht zarte

Familienverhältnisse zum Opfer gebracht worden sind. Die Völker erwarten zu wissen, was sie ferner noch von Verträgen und Eiden, und von Regierungen und Verfassungen zu glauben haben, wenn Thaten dieser Art ungestörten Fortganges sich erfreuen.

Dritte Abtheilung.

Statistik von Brasilien

und

allgemeine Betrachtungen über dasselbe.

Staatsgrundmacht.

I. Das Land *).

Mit Recht hat man dieses ungeheure Land, welches an Gebietsumfang nur Rußland weicht, ein Paradies genannt. Die Natur — wie wir bereits gezeigt, begünstigt es auf solche Weise, daß der Fleiß des Menschen und eine kluge Verwaltung zu ungewöhnlicher Blüthe es dereinst erheben mögen.

Hinsichtlich seiner geographischen Lage erstreckt Brasilien durch einige 40 Breitengrade

*) Wir sind in dieser Abtheilung hauptsächlich Lips und von Weech gefolgt, welche beide an Sicherheit der Angaben und Klarheit der Darstellung wohl alle Vorgänger ersetzen. Die Anordnung ist nach dem bekannten, von Hassel am lichtvollsten durchgeführten System der statistischen Behandlung jedes einzelnen Landes nach den allgemeinen Grundsätzen.

sich hin, nämlich vom 3° n. B. oder der Nähe des Erd=Äquators, bis zum 35° s. B.; und eben so vom 17—53° westlicher Länge. Seine Gränzen sind: im Osten der Ozean; im Süden die argentinische Republik und Paraguay; im Westen Bolivia und Peru; im Norden Columbia. Seine Größe beträgt 140,625 geographische Q. Meilen, seitdem die Banda Oriental von ihm wiederum getrennt worden.

Die physische Beschaffenheit und zwar zuerst seine Oberfläche betreffend, so besteht das Land aus hohen, niedern und ebenen Gegenden. Die meisten Ebenen sind in der Provinz Rio = Janeiro. Von den großen Bergketten, deren mehrere 4 — 5000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben, ist schon in der allgemeinen Einleitung zu diesem Werkchen die Rede gewesen.

Der Boden ist reich, tief und mit vielen Urwäldern, Schlingpflanzen, Sümpfen und Faulwassern bedeckt und angefüllt. Der vielen Ströme und Flüsse, welche zum Theil den großen Gebirgen im Innern, zum Theil auf den Cordilleras ihren Ursprung nehmen, und unermessliche Flußthäler bildend, durch Brasilien sich weiter ergießen, besonders aber des Amazonenflusses, des Rio = Grande, (Para) des Francesco, des Paraguay, Parana, des Uruguay, des Maranhao, Oyapoc, Rio = Tiete, u. s. w.; eben so der ungeheuern und romantischen Wasserfälle erwähnten wir ebenfalls schon früher. Eigentliche Landseen findet man wenige.

Im Ganzen genommen, ist das Klima sehr heiß, doch mildert sich die Glut durch die vielen Gebirgsströme und durch die Nähe des Meers.

Die Hauptstadt Rio - Janeiro selbst hat nicht die gesündeste Lage und die Hitze wirkt hier nicht selten sehr nachtheilig ein. Auf dem Lande ist dieß weniger der Fall. In den übrigen Theilen der Provinz, welche größtentheils gebirgig sind, ist die Luft rein und die Hitze, wenn man allmählig an dieselbe gewöhnt ist, erträglich. Auf den höher liegenden Gegenden ist das Klima mild und zur sogenannten Winterzeit die Kälte sehr empfindlich; das Thermometer drohet zuweilen unter den Gefrierpunkt zu fallen, ein Ereigniß, welches die dort wohnenden Pflanzer um ihr Zuckerrohr und ihre Kaffeebäume bringen würde. Die Temperatur der Luft ist in diesen nur wenige Stunden von der Hauptstadt entfernten Gebirgsgegenden so sehr verschieden, daß Gewächse, die in der Nähe derselben in ihrer Vollendung prangen, dort nur verkrüppelt fortkommen, während manche andere Früchte, welche der Landmann daselbst mit Erfolg zieht, in der Ebene der Hauptstadt durchaus nicht gedeihen. Besonders empfindlich ist aber der Wechsel der Temperatur nach plötzlich eintretendem Regenwetter und die Feuchtigkeit der Luft so groß, daß man sich nicht genug vor ihrer nachtheiligen Einwirkung auf die Gesundheit zu schützen vermag. Die Witterung ist natürlich auch in Brasilien nicht in einem Jahre, wie im andern; manches zeichnet sich durch außerordentliche Hitze und anhaltende Trockenheit, manches durch ungewöhnlich vielen Regen aus. Auf den Höhen im Innern und in den westlichen und südlichen Gegenden kann man das Klima nicht besser sich wünschen. Viele der Krank-

heiten Ost- und Westindiens sind in Brasilien ganz unbekannt.

An **Naturreichthum** übertrifft es alle übrigen Länder. Die Mineralien- und Metallschätze, besonders aber Edelsteine und Gold, finden sich in Menge vor, wie schon früher oben gesagt worden ist. Gleichwohl haben sie bis dahin das Land selbst um noch nicht viel reicher gemacht und über dem Luxus ist noch immer die vorzüglichste Gold- und Diamanten-grube, der Ackerbau, sehr vernachlässigt. Die meisten Metalle und Hauptmetalle, mit Ausnahme des Silbers, finden sich im Ueberfluß vor. Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber, Schwefel, Alaun u. s. w., werden von den indolenten Einwohnern kaum beachtet.

Noch unermesslicher ist der Pflanzenreichthum; an Mannichfaltigkeit, als an Ueppigkeit, übertrifft Brasilien alle übrigen Länder. „Es zeigt, da es weder die drückende und anhaltende Hitze der Tropenländer, noch die starrende Kälte Europa's kennt, die Pflanzenwelt in ihrer höchsten Vegetation. Die niedern Gegenden, wo die Hitze groß ist, bringen alle Süd-Tropen- und Colonialprodukte Westindiens, so wie die Gewächse Ostindiens und China's hervor (und darunter viele andern Ländern ganz unbekannte und neue Früchte) als: Drangen, Pomeranzen, Grenadillen, Ananas, Guavas, Cocos, Jambos, Jambutikaba, Mango, Yams, Mandioke, Pisang, Trauben, Pfirsiche u. u., ferner: Caffee, Zucker, Cacao, Baumwolle, Taback, Reis in größter Menge.“ — Thee hat man bereits ebenfalls und zwar nicht erfolglos, anzubauen begonnen. Welche kostbare

Materialien der Färberei, der Küche und der Pharmazie an Farbhölzern, Indigo, Safran, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Vanille, Roncou, Ingwer, China, Saffaparille, Sassafras, und Gummi; an Harzen, Oelen, Balsamen und aromatischen Kräutern, Brasilien liefert, braucht kaum erwähnt zu werden.

„In den höhern, nördlichen Gegenden auf den mehrere tausend Fuß hohen, mit Urwäldern bedeckten Gebirgen finden sich die edelsten Holzgattungen und darunter Bäume von solchem Umfang und von solcher Riesenhöhe, daß sie noch von der ersten Schöpfung herzustammen scheinen, also das herrlichste Schiffsbauholz. Manche, in majestätischer Pracht thronend, zeigen mit Blumen bedeckte Kronen, durch welche sich Lianen und andere Schlinggewächse winden; andere, mit ewigem Grün bedeckt, bilden malerische Gruppen, die von rauschendem Bächen oder den spielenden Fluthen der See umgeben, dem entzückten Auge die reizendsten Landschaften darstellen und vom Gesang tausender im buntesten Farbenschmuck prangender Vögel belebt sind. Die reichste Einbildungskraft und die lebendigste, vollkommenste Menschengesprache ist unfähig die Fülle des Reichthums und die Schönheit dieser Natur auch nur entfernt anzudeuten *).“

Auch alle europäische Früchte: Mais, Getraide, Hanf, Steckrüben, Kartoffeln u. s. w., finden in großer Zahl sich vor.

Das Thierreich zeichnet besonders durch die großen Wallfische (von denen ein äußerst ge-

*) Lips. S. 434.

winnvoller Thranhandel die Einwohner beschäftigt), durch Schildkröten, Affen und Vögel aller Arten, und zu Lande durch unzählbare Heerden von Rindvieh, Pferden und Schaafen sich aus. Großes Ungemach bringen die Schwärme von Insekten jeder Art; große Gefahr die vielen giftigen Schlangen (vor allen die Boa), Krokodille, Alligatoren, die Löwen, Tiger u. s. w. Dieselbe Natur, welche den Menschen dieses Landes in manchen Dingen es so unendlich leicht gemacht hat, sucht durch den immerwährenden Kampf, welchen er mit den Thieren der Wildniß führen muß, ihre verschwenderische Großmuth mit der Mühsal erzeugenden Kargheit, die sie andern Erdgebornen beweist, in's Gleichgewicht zu bringen. Nach Berichten des neuesten Reisebeschreibers jedoch, sind die Brasilier bereits selbst dieser Schrecknisse der Natur schon also gewöhnt, daß sie, stets zu Abwendung der Gefahr gerüstet, selten ein Unglück bedroht, und Menschen, von Bestien zerrissen, zu den ungewöhnlichen Fällen gehören*).

II. Bewohner.

a) Ursprung, Sprache, Sitten und Charakter.

Ungefähr ein Sechstheil der gegenwärtigen Bevölkerung besteht aus gebornen Portugiesen; die übrigen aus Farbigen, Negern, Indianern 2c. Die Neger bilden bei weitem die Mehrzahl. Noch wird der Handel mit Negerklaven sehr stark getrieben, obgleich er nach dem Jahre 1830, in Folge

*) Weech u. a. W.

des mit England geschlossenen Vertrags, rechtlich aufhören soll; ob dies faktisch der Fall seyn wird? — ist eine andere Frage. Dieser Skandal der europäischen Menschheit, dieser Hochverrath an den edelsten Gefühlen, diese fortgesetzte Empörung gegen die ersten Grundsätze des Christenthums finden noch Vertheidiger genug, nicht nur allein unter Cabinetsmännern und Fabrikaristokraten, wie das jetzige England sie besitzt, nicht nur unter französischen Kaufleuten, welche zu Marseille, Havre de Grace und Toulon ihren Handel mit schwarzen und weißen Menschen (bald im Interesse der Congregation, bald in dem des Sultans und des Pascha von Aegypten, bald in dem der Pflanze vom Senegal und auf Porto-rico) treiben; sondern selbst unter aufgeklärten und fühlenden Männern hört man noch seltsame Theorien genug. Die gewöhnlichen Gründe, mit denen man die verspottete Philanthropie zu bekämpfen sucht, lassen sich besonders auf zwei bringen: auf die Schlechtigkeit, Verworfenheit und Civilisationsunfähigkeit der schwarzen Rasse, und sodann auf die Nothwendigkeit ihres fernern Gebrauches (als Sklaven) für den Anbau des Landes. Der erste Einwurf ist durch den Anblick des Negerstaates Hayti glänzend widerlegt. Welcher Europäer, der zwischen dem Zustand dieser Insel und demjenigen des portugiesischen Reiches, zwischen Boyer und Dom Miguel, unbefangen entscheiden will, erröthet nicht in sich selbst über den schreienden Kontrast? Der Mensch bedarf nur der Freiheit und in dieser einer sanften Leitung und sorgfältigen Pflege, und er wird zu

jedem Guten erstarken. Wenn die Neger schlecht und verworfen sind, so sind sie es gerade durch den Sklavendruck und die planmäßige Erniedrigung von Seiten, der Europäer geworden, und es läßt sich dasselbe von ihnen, wie von der Mehrzahl der Neugriechen sagen, bei denen man Ursache und Wirkung ebenfalls unter einander gemengt hat, bloß um irgend eine humanistische Regung gleich im Beginne auch moralisch zu ertöbten, nachdem man die um ihr Heiligstes kämpfende Bevölkerung bereits physisch unter das Nordmesser ihrer Tyrannen geliefert hatte. Wenn man behaupten will, die Neger, nach ihrer Freilassung, würden Müßigänger und gefährliche Menschen, — so enthält dies eine bittere Satyre auf die Staatsgesellschaft selbst, welche weder moralische, noch ökonomische Mittel genug in ihrer Mitte findet, um ihr blutiges, endlich eingesehenes Unrecht an einem ihrer, zu gleicher Bestimmung, wie sie, gebornen Mitgließe, durch Beschäftigung, Kultur und Ernährung, wieder gut zu machen. Erklärt man nun aber gar: die Neger würden sehr gut (wenn auch nicht stets aus Menschlichkeit, doch aus Politik) behandelt und sie fühlten sich, bei ihrer Freigebung, sogar unglücklich, — so bedarf es kaum der Bemerkung, daß gerade eine der fluchwürdigsten Folgen der Sklaverei und Knechtschaft die Ertödtung alles Selbstgefühls und des Bewußtseyns einer höhern Bestimmung sey. Der Mensch, welcher, nachdem man ihn lange wie ein Lastvieh behandelt, und bloß der von ihm gehofften Dienste wegen, kärglich genährt hat, plötzlich, ohne Anleitung und Hülfe, in die Wüste sich gestoßen sieht, wird freilich lieber nach dem

Bedränger, welcher früher sein Jammerbrot gewöhnlich ihm reichte, als nach einer Freiheit — sich sehnen, die dem Hungertode ihn preisgibt. Der Umstand, daß die Neger den indolenten, trägen und üppigen Pflanzern von Brasilien zum Anbau des Landes nothwendig sind, kann ihr angebornes, durch die Natur, durch das Christenthum und durch Verträge geheiligtes Recht nicht entkräften; der Nutzen, welcher einem Theil der menschlichen Gesellschaft aus einem moralischen und bürgerlichen Morde erwächst, gebietet diesem noch lange nicht die Befugniß, den übrigen Theil als Werkzeug und Mittel für sich zu gebrauchen. Die Vertheidigung des Sklavenhandels und der Sklaverei der Neger also ist in jeder Beziehung unmenschlich, unchristlich, barbarisch, anti-europäisch.

Die Lebensweise der freien Brasilier — um von dieser Abschweifung im Interesse der Humanität, zu unserm Gegenstande zurückzukehren — ist, bei dem großen Reichthum der Natur, üppig und faul, bis zur Virtuosität. Der Pöbel welcher so zu sagen umsonst und ohne eigene Handanlegung, lebt, gleicht hierin sehr den neapolitanischen Lazzaronis. Aber auch ein großer Theil des vornehmen Pöbels steht hierin dem gemeinen in Nichts nach. Der Rosenkranz, die Sklavengeißlung und die Siesta gehören zu den Hauptanstrengungen der Einwohner. Das Leben in den Städten ist sehr kostspielig. Der Charakter des Volkes, von Natur nicht bössartig, wo Handelsvortheil und Religionsfanatismus nicht dazwischen kommen; man rühmt die Friedsamkeit der Bra-

silianer, welche freilich auch die Folge ihres Widerwillens gegen jede Kraftanstrengung seyn kann und nicht immer als ein Compliment zu betrachten ist; ihre Gastfreundlichkeit muß man billig ebenfalls preisen, doch gehören zur Bekanntschaft mit vornehmen Häusern vielfache Empfehlungen. Allmählig erwacht doch in dem bessern Theile immer mehr eine Ahnung der Cultur und eine Sehnsucht nach geistiger Vervollkommenung. Die Reisen vieler Jünglinge und ihre Studien in Europa, zumal in Frankreich, beurfunden diesen Fortschritt.

b) Bevölkerungszahl:

Die Angaben lauten hinsichtlich derselben sehr verschieden. „Im Jahre 1817 soll sie auf 3,617,000 Seelen sich belaufen haben; jetzt mag durch die starken Einwanderungen solche wohl auf 4 Millionen angewachsen seyn. (Nach neuern Angaben wie z. B. Balbi's und Rödings: 4,900,000 Einwohner, ja nach Schäfer, (dem Falschwerber) sogar $5\frac{1}{2}$ Millionen und selbst nach Freyriß 7—8 Millionen, darunter $1\frac{1}{2}$ Million Weiße). Man hat über diese Bevölkerung folgende Tabelle hinsichtlich ihrer Bestandtheile:

843,000 — 900,000 Weiße	(nach Andern $1\frac{1}{2}$ Millionen).
1,728,000—1,900,000 Negerklaven,	
159,500—160,000 freie Schwarze,	
426,000—500,000 Mulatten,	
200,000—500,000 Melis (Mulattensklaven),	
250,000—450,000, nach Andern 1 Mill. Indianer oder farbige Landeseinwohner.	
3,606,500—4,112,000 Einwohner.	

Der Krieg mit Buenos-Ayres hat sehr nachtheilig auf die Bevölkerung eingewirkt. Das Verhältniß der männlichen zur weiblichen ist 1 zu 10.

Hauptwohnorte.

1) Rio = Janeiro, Hauptstadt des Reiches und Residenz des Kaisers, welcher gewöhnlich in dem, eine Meile weit entfernten St. Christovao sich aufhält; Sitz eines Bischofs und des Nationalcongresses, mit 150,000 bis 200,000 Einwohnern, worunter die Mehrzahl Farbige und Neger, ungefähr 40,000 Portugiesen und Eingeborne, einige 1000 Indianer und Zigeuner sich befinden. Die Stadt liegt in einer der schönsten Gegenden der Welt*). Rio = Janeiro besitzt einen der trefflichsten Seehäfen und ist der Mittelpunkt des brasilischen Handels. Hauptsächlich eingeführt werden: Negerklaven, Weizen, Mehl und europäische Waaren; ausgeführt: Zucker, Baumwolle, Taback der besten Qualität, endlich Häute.

Die Stadt besitzt verschiedene gelehrte Anstalten, die wir im Verlauf der Geschichte bereits bezeichnet, und zum Theil noch Denkmale der Regierung des Königs João, zum weit größern Theil aber der Persönlichkeit des jetzigen Kaisers und des Ministers Linhares sind. Ueberdies findet man auch Kunstanstalten, Manufakturen, Wasserleitungen, Kirchen, Klöster und Kapellen, somit auch der Feier- und Müßigangstage, zählte

*) Vgl. die Beschreibungen von Spix und Martius, vom Prinzen M. v. Neuwied und von Beech.

in früherer Zeit die Stadt mehr als jetzt. Die gottlose Revolution hat auch darin außerordentlich geschadet und den frommen Eifer wenigstens in etwas erkältet, so viel des alten Morastes auch noch da liegt. Das martialische und das kommerzielle Prinzip verdrängt wenigstens nach und nach das pfäffisch-mönchische.

Pernambuco (das alte Olinda), Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, Sitz des Gouverneurs derselben und eines Bischofs, am Flusse Capitree und am Meere gelegen, mit ungefähr 60,000 Einwohnern, mit einem stark besuchten Hafen, jedoch schlechter und unsicherer Rhebe. Die Einfuhr besteht in europäischen Industriewaaren, Mehl und Getraide; die Ausfuhr in Baumwolle von ausgezeichnete Eigenschaft, eben so in Farb- und Brasilienholz. Man rühmt die zu Pernambuco verfertigten Degenklingen.

Bahia (St. Salvador), die alte Hauptstadt des Landes, an der berühmten Allerheiligens-Bucht, mit einem vorzüglichen Hafen und 120,000 Einwohnern; Sitz eines Gouvernements, eines Erzbischofs und einer Universität, mit einer Unzahl Kirchen und Klöster, aber auch mit mehreren guten Schulen, Fabriken und Handelsanstalten. Lebhaft ist der Verkehr mit Europa, besonders in Zucker, welcher (wiewohl nicht von der besten Qualität) in den zahlreichen Siedereien bereitet wird. Andere wichtige Ausfuhrartikel sind: Baumwolle, wiewohl der Handel damit nicht so glänzend als zu Pernambuc ist; ferner Caffee, der dem zu Rio-Janeiro nachsteht; Taback, in Blättern, Rollen und Cigarren. Die englischen Waaren werden am meisten gesucht.

Porto-Allegro, Rio-Grande da Sul, Santos u. s. w.; kleine und schlechte Häfen am südlichen Theile des Landes, ohne besondere Handelsbedeutung.

San Paulo, wichtige Fabrikstadt mit ungefähr 45,000 Einwohnern.

Billa-Rica (Mariana), Hauptstadt von Minas Geraes, Hauptniederlage der Bergschätze.

Para (Belem), Stadt von ungefähr 28,213 Einwohner. Der Hafen Puerto Sagrado, zwischen Rio-Janeiro und Bahia, mit 5000 Einwohnern.

Sergipe del Rey mit 36,000 Einwohnern.

c) Nationalreichtum.

Ueber die Art des Bergbau's in früherer Zeit ist schon in der Geschichte von Brasilien mehrmals geredet worden. Der Staat hat, sowohl wegen der Trägheit und Unkenntniß des Volkes, als wegen mangelhafter Maßregeln von oben, aus den Minen diejenigen Vortheile nicht gezogen, welche der Natur der Sache nach sich erwarten ließen. In neuesten Zeiten haben eigene Gesellschaften, meist aus Europäern (Engländern und Franzosen zumal) den wichtigen Bau der Bergwerke mit äußerst lohnendem Erfolge ganz anders eingerichtet. Minas Geraes, Matto Grosso und Goyaz bilden die sogenannten Bergwerks-Gouvernements. „Man baut indeß in der Regel nur auf Gold und Edelsteine; die übrigen Metalle und Halbmetalle, als Zinn, Blei, Eisen, Schwefel, Quecksilber, Salpeter u. benutzt man entweder noch gar nicht oder sehr nachlässig. Ganze

Gebirge bestehen aus Eisen und doch führt man schwedisches Eisen ein."

Noch immer befindet sich der Ackerbau äußerst verwahrlost. Kaum ein 75tel des gesammten Staatsgebietes ist hiezu beurbart. Die allzugroße Fruchtbarkeit des Bodens und der Gebrauch der Sklaven tragen nicht wenig zu dem schwachen Aufkommen der Landwirthschaft hier bei. Erst seit einiger Zeit hat nach Landeserzeugnissen größere Nachfrage sich gezeigt und der Eifer der Landwirths etwas zugenommen. Zucker, Taback, Caffee, Indigo und Baumwolle, Minas- und Rio-Grandekäse sind die Hauptgegenstände. Der Theebau hat so eben erst begonnen, und zwar nicht ganz mit günstigen Auspizien; doch dürften die Hindernisse, welche der Naturalisirung dieses wichtigen Artikels sich entgegen stellen, mehr in der Unbehülfslichkeit der ersten Unternehmer, als in der Sache selbst und in dem Klima zu suchen seyn. Auf noch niedrigerer Stufe als der Ackerbau und die Landwirthschaft, steht die Industrie. Die meisten Landleute müssen selbst ihre Erfindungskraft üben und die nöthigsten Werkzeuge zu den verschiedenen Gewerben sich bereiten. Unter den Eingewanderten aus Europa werden daher geschickte Professionisten stets eine willkommene Erscheinung seyn und ihre Rechnung finden, die den größten Theil sonst nicht selten täuscht.

In den Städten sind schon größere Fortschritte gemacht worden. Eine Menge Fabriken, von der Regierung auf jede Weise begünstigt, blühen nach und nach empor. Bereits spielen auch die Dampfmaschinen jene große Rolle, zu der man sie in Europa allenthalben verwendet. Im Widerspruch

mit Herrn von Beech, welcher die Sklaven für höchst unentbehrlich erachtet, schreibt Lips dem Gebrauche der Sklaven die Hauptschuld der bisherigen geringen Industrie zu.

Der Handel hat durch Brasiliens politische Selbstständigkeit neuen Schwung erhalten und zwar, wie er ihn während der ganzen Dauer portugiesischer Herrschaft niemals gehabt hat. Bereits wetteifern Rio-Janeiro mit mehreren Haupt-handelsstädten und die größern Hafen- und Handelsplätze in den Provinzen mit den bessern zweiten Ranges. Die verkehrte Politik so mancher europäischen Regierung, welche augenblicklichem und partiellem Interesse die bewährtesten und unumstößlichsten Grundsätze opfert, wird den Handel der neuen Welt, auf Unkosten der alten, mit jedem Jahre immer mehr und mehr heben, und mit den letzten Thalern werden auch zuletzt die wenigen bisher noch geretteten Vorzüge unserer Bildung verschwinden.

Die Ausfuhr schlägt man in Brasilien ungefähr auf 2,278,000 Pfund Sterling, die Einfuhr auf beinahe 2,230,000 Pfund Sterling nunmehr an.

Die Hauptausfuhrartikel sind: Zucker, Caffee, Taback, Baumwolle, Brasilien, Ochsenhäute, braune Ochsenhörner, Talg, Gold, Edelsteine, Perlen, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Ingwer, Vanille, Cochenille, Balsam, Gummi, Ricinusöl u. Die Haupteinfuhrgegenstände: nordamerikanisches Mehl und Weizen, Cacao, europäische Manufakturwaaren, afrikanische Negerklaven und die Schriften der apostolischen Congregation. Ueber die Art und Weise die Negerklaven

zu behandeln, zu conserviren und zu ihrer erhabenen Bestimmung zu erziehen, vergleiche Weech's Schrift. Vielleicht könnte man hier auch der Einfuhr von deutschen und schweizerischen weißen Sklaven als am schicklichsten Orte erwähnen, welche durch den Hamburg'schen Major von Schäfer und den Freiburger Patrizier Gatschet und Consorten aus Freiburg im Uechtland (womit man das ehrliche, klare, hellgesinnte, freimüthige und jesuitenfeindliche Freiburg im Breisgau ja nicht mehr verwechseln möge) unter allen erdenklichen Versprechungen aus ihrem Vaterlande herausgelockt und zu Heloten brasilisch=englischer Pflanzler und zu Kriegsknechten unter dem unbarmherzigen Prügel tyrannischer Hauptleute, allem Völker- und Menschenrecht und allen Verträgen und Abreden zum Hohne, abgerichtet worden sind. Gottes Fluch und die Rache der Nation auf solche Bösewichter und Seelenmörder!!! —

Außer den noch äußerst mangelhaften Straßen, erschweren das bestehende Douanensystem und die willkürliche Schätzung der fremden Waaren den Handel in mancher Rücksicht. Die Engländer bezahlen 16 Proc. Eingangszoll, die andern Nationen 24 Proc. vom Werth ihrer Waaren. Die deutschen und nordischen Waaren, auf hanseatischen Schiffen eingeführt, zahlen 9 Procent weniger, als die englischen. Ueberhaupt ist dem allseits unterdrückten und zugerammelten deutschen Handel diese Oeffnung nach Brasilien und Mexico sehr wohlthätig und kann, von besonnenen Regierungen kräftig unterstützt, der armen Nation einigen Ersatz für so manche ungeheure Verluste gewähren, welche kleingeistige Politik und die schwerdrückende,

allen Handelsvereinen aus diplomatischen Gründen feindselige Uebermacht einiger Größern ihr zugefügt haben.

B. Staatswirksamkeit.

I. Verfassung.

Hierüber vergleiche zum Theil was schon in der Geschichte des Landes, bei Anlaß der brasilianischen Revolution gesagt worden ist.

1) Von der gesetzgebenden Gewalt.

a) Die Generalversammlung überhaupt.

Sie übt die gesetzgebende Gewalt, mit Vorbehalt der Genehmigung des Kaisers. Sie besteht aus den zwei Kammern der Deputirten und der Senatoren.

Die Generalversammlung nimmt den Eid des Kaisers oder der Regentschaft ab; ernennt die letztere und den Vormund des minderjährigen Thronfolgers und giebt die gehörigen Vollmachten. Sie entscheidet in zweifelhaften Fällen bei Anlaß der Thronfolge. Ihr steht, nach des Kaisers Hinscheiden und bei erledigtem Throne eine Untersuchung des Zustandes der Nation und eine Verbesserung der Mißbräuche in der Administration zu. An ihr ist es, auf den Fall des völligen Aussterbens der rechtmäßigen Dynastie, eine neue auf den Thron zu setzen. Sie giebt Gesetze, erflärt, suspendirt und widerruft sie; wacht über deren Vollzug; regelt die Staatsausgaben und deren Vertheilung und bestimmt die direkten Steuern. Sie setzt, auf Bericht der Regierung von den in-

und ausländischen Verhältnissen, die Stärke der See- und Landmacht fest; bewilligt oder verweigert die Aufnahme fremder Land- und Seetruppen. Sie ermächtigt die Regierung zum Abschluß von Anleihen, mittelt die Art und Weise der Abtragung der Staatsschuld aus; beschließt die Verwaltung und Veräußerung der Nationalgüter; bestimmt die Einrichtung und Abschaffung öffentlicher Aemter und Schrot und Korn der Münze.

Jede Legislatur dauert vier Jahre, nach deren Ablauf die Wahlen, die Generalversammlung neu gewählt wird. Die Sitzungen beider Kammern, der Senatoren und der Abgeordneten, welche öffentlich gehalten werden, dauern in der Regel vier Monate. Absolute Stimmenmehrheit entscheidet.

b. Die Deputirtenkammer insbesondere.

Die Kammer der Deputirten besteht aus Mitgliedern, welche bloß für eine bestimmte Zeit gewählt sind. Sie besitzt die Initiative aller Gesetze und Verordnungen ausschließlich bei Auflagen und Rekrutirungen, und bei der Wahl einer neuen Dynastie. Ihr steht ferner zu, auf Verbesserungen in der vorigen Administration und auf die Abschaffung aller von derselben begangenen Mißbräuche zu dringen, die von der vollziehenden Gewalt gemachten Anträge zu erörtern, und Minister und Staatsräthe in Anklagestand zu versetzen. Alle vier Jahre werden die Mitglieder neu gewählt.

c. Der Senat insbesondere.

Die Mitglieder des Senats sind von den Provinzen auf Lebenslang gewählt. Jede Pro-

vinz ernannt halb so viel Senatoren als Deputirte. Der Kaiser wählt die Senatoren sodann aus dem dritten Theile der ihm übergebenen Candidatenliste. Diese Würde ist an den Besitz eines Einkommens von wenigstens 800,000 Reis (300 Piafter) geknüpft. Die Prinzen von Geburt sind geborne Senatoren, treten aber erst nach Zurücklegung des 25. Jahres, mit Sitz und Stimme ein.

Der Senat entscheidet über die besondern Vergehen der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, der Staatsminister, Staatsräthe, Senatoren und Deputirten während der Dauer der Generalversammlung und über die Verantwortlichkeit der Staatssecretaire und Staatsräthe.

Er beruft von sich selbst aus der Nationalversammlung ein, zwei Monate nach der gesetzlichen, vom Kaiser versäumten, Frist.

d. Gemeinschaftliche Rechte beider Kammern.

Der Antrag, die Opposition, die Billigung der Gesetzesvorschläge steht beiden Kammern zu.

e. Verfahren bei der Gesetzgebung.

Alle Gesetzentwürfe der Regierung werden in einem Ausschuss der zweiten Kammer geprüft und dieser zur Erörterung und Entscheidung übergeben. Hat die Kammer einen derselben angenommen, so geht er weiter an den Senat. Im Falle der Verwerfung aber zeigt man das Ergebniss der Erörterung durch eine eigens abgesendete Bottschaft dem Kaiser an. Ein von der ersten Kammer verworfener oder ermäßigter Gesetzesvorschlag kommt

stets wieder an die zweite Kammer zurück. Dasselbe tritt gegenseitig auch dann ein, wenn ein von dem Senate ausgegangener Gesetzesentwurf in der Deputirtenkammer verworfen worden ist.

Der Kaiser besitzt demnach nur ein beschränktes Veto (man weiß, daß er längere Zeit ein absolutes begehrte); d. h. wenn derselbe zweimal einem von der Generalversammlung angenommenen Gesetze die Genehmigung verweigert, so wird dieselbe das drittemal vorausgesetzt.

2) Die vermittelnde Gewalt, der Kaiser und dessen Vorrechte.

Diese Neuerung im constitutionellen Staatssystem, welche von Seite der Royalisten, wie der Liberalen, die mannichfachen Urtheile erfahren hat*), zeugt von eben so viel Frei- als Scharfsinn des brasilischen Kaisers. Sie ist sein eigentliches Werk und ging auch in die, den Portugiesen gegebene, Carta de Lei, über. Sie soll, nach den hierüber aufgestellten Grundsätzen den Schlußstein im Organismus des Staates bilden. Träger derselben ist das Oberhaupt und der erste Repräsentant der Nation, der Kaiser, dessen Person heilig, unverleßlich und unverantwortlich. Kraft dieser Gewalt übt er das Recht der Begnadigung aus, ernennt die Senatoren, ruft die Generalversammlung in außerordentlichen Fällen

*) Die Gazette de France und der Staatsmann (besonders aber der keusche und ritterliche Verfechter des Absolutismus, Hr. W. v. Schüz, Uebersetzer und Verbreiter des beliebten Volksbuches „Casanova“, haben besonders bitter über diese Dinge sich ausgelassen.

ein, sanktionirt die Beschlüsse der beiden Kammern und erhebt sie zu Gesetzen.

Er steht an der Spitze der vollziehenden Gewalt. Ihm gebührt die Anstellung und Entlassung der Minister.

3) Die vollziehende Gewalt.

Auch diese ist bei dem Kaiser, der durch die Staatsminister sie ausübt. Aus ihr fließt für ihn die Befugniß: die ordentlichen Generalversammlungen einzuberufen; sämtliche Staats- und Kirchenämter, Kriegs- und Seebefehlshaberstellen, Gesandten- und übrige diplomatische Posten zu vergeben; Schutz- und Trugbündnisse, Hülf- und Handelsverträge mit fremden Mächten, wie auch Kriegserklärungen und Friedenstraktate mit fremden Mächten abzuschließen, jedoch diese letztern Punkte nicht ohne die Generalversammlung davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Auch priesterliche Versammlungen, Synoden, Dekrete, Bullen und Breven erhalten nur durch seine Genehmigung, für Brasilien Kraft. Der vollziehenden Macht kommt es ferner zu' in den Kammern Gesetzesvorschläge zu machen; bei Erörterung derselben aber müssen die Minister sich aus dem Saale entfernen.

Wie in den spanischen und portugiesischen Constitutionen der Cortes, also ist auch durch die brasilische verfügt, daß der Monarch, ohne Einwilligung der Generalversammlung, das Reich nicht verlassen darf; geschieht ein solcher Schritt dennoch, so wird er als freiwillige Entsagung auf den Thron angesehen.

Was die Thronfolge selbst betrifft, so geht das männliche Geschlecht dem weiblichen vor, aber

letzteres ist, in Ermangelung des erstern, deshalb nicht ausgeschlossen. Alle Fremden jedoch sind von dem Unrecht auf den Thron des Kaiserreiches ausgeschlossen.

4) Die richterliche Gewalt.

Der Verfassung gemäß ist dieselbe frei und unabhängig vom Kaiser, wie von den Kammern. Das nützliche Institut der Provinzialstände ist wenigstens theilweise, auch hier in's Leben geführt. Jede Provinz suchte ihre Rechte durch Aufsichtsjunten, welche theils aus Bezirkskammern, theils aus Generalconseils bestehen, zu wahren, deren Mitglieder unmittelbar gewählt werden. Zum Glück für das Land sind die Mönche von der Theilnahme hieran ausgeschlossen.

Allgemeine Bestimmungen der brasilianischen Constitution.

Alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich. Niemand darf ohne erwiesene Schuld, und auch selbst wenn dies stattgefunden, in gewissen Fällen nicht verhaftet werden, sobald er für seine Person hinlängliche Bürgschaft leistet. Jeder Brasilier darf seine Gedanken durch die Presse der Oeffentlichkeit übergeben; doch bleibt er für Kränkung individueller Rechte und die Verletzung der öffentlichen Sicherheit verantwortlich.

Jeder Brasilier ist verhältnißmäßig zu Bestreitung der Ausgaben des Staates, so wie auch zu Vertheidigung desselben, verpflichtet. Alle Beamten bleiben für ihre Dienstverwaltung verantwortlich. — Das Postgeheimniß ist unverleglich.

II. Verwaltung.

Reichseintheilung

Das Kaiserreich Brasilien wurde am 30. August 1823 (statt wie früher in 11 Gouvernements), in 19 Provinzen eingetheilt:

1) Minas Geraes mit	11,961 Q. M. u.	928,933 Einw.	
2) St. Paulo	= 9010	=	610,632 —
3) Pernambuco	= 1412	=	602,205 —
4) Bahia	= 2579	=	559,650 —
5) Rio = Janeiro	= 8900	=	589,650 —
6) Matto Grosso	= 20,116	=	82,000 —
7) Gojaß	= 12,932	=	150,000 —
8) Rio = Grande	= 1573	=	68,736 —
9) Maranhão	= 3211	=	182,986 —
10) Para	= 10,523	=	143,073 —
11) Rio = Negro	= 9600	=	48,857 —
12) Piahi	= 2856	=	46,296 —
13) Ceara	= 3311	=	272,712 —
14) Parahiba	= 932	=	246,232 —
15) Alagoas	= 910	=	256,956 —
16) Sergype del Rey	856	=	267,523 —
17) Espiritu santo	= 1788	=	73,996 —
18) Cisplatina (Banda Oriental = Montevideo)	= 10,565	=	175,960 —
19) Insel Fernando	= 53	=	600 —

113,088 Q. M. und 5,306,497 Einwohner.

Da die Banda = Oriental seither wieder abgetrennt worden, so ergiebt sich das gegenwärtige Verhältniß auf 102,523 Q. M. und 5,130,537 Einwohner.

Einzelne Verwaltungszweige.

Da das Reich aus einem Zustande tiefer Erniedrigung und völliger Verwahrlosung, durch die

Revolution plötzlich zur Selbstständigkeit und Selbstkraft gerufen worden ist, so hat natürlich auch die angestrengteste Sorgfalt einer Reihe von acht Jahren nicht alles erzwingen und auf einen Punkt der Vollkommenheit bringen mögen, welcher einigen Staaten der neuen Welt mehr oder minder bereits zu Theil geworden ist. Dennoch zeugt die gegenwärtige Lage der Dinge von der zauberischen Macht, eines sein Volk und seine Zeit überragenden Genies, welches man an Dom Pedro durchaus nicht verkennen darf. Er ist dasjenige für Brasilien und wird noch mehr es werden, was Czar Peter einst den Moskowiten war. Die schöpferische Thätigkeit dieses jungen Monarchen, welcher abwechselnd aus dem unermesslichen Rüsthaufe der europäischen Civilisation und aus seinem eigenen reichen Geiste und kräftigen Gemüthe die Waffen zu siegreicher Bekämpfung aller Hindernisse bei seinem großen Werke hervorholt, ist der Bewunderung der Mit- und Nachwelt mehr als würdig. In wenig Jahrzehnden dürfte vielleicht das Land, um dessentwillen er sich für immer von Europa losgesagt und dessen Unabhängigkeit er mit erkämpft hat, einen Anblick gewähren, welcher beweist, wie mächtig der Geist über alle Gegenwirkung der Natur, und wie siegreich ein entschiedener Wille über alle hemmenden Verhältnisse, unter jedem Clima und in jedem Himmelsstriche, sich erhebt.

Der gegenwärtige Zustand der Dinge in Brasilien enthält also mehr noch die Saat und den Embryo einer künftigen reichern Cultur, und kann einzig nach diesem Maßstab richtig beurtheilt werden.

Man rühmt die Sorgfalt und Strenge der Justiz; den philosophischen Anstrich in der peinlichen Gerichtspflege, die Verbannung von Erforschungsmitteln der Wahrheit, von Strafarten und Züchtigungswerkzeugen in dem peinlichen Gerichtsbuche, und glaubt verschiedenen europäischen Ländern, wo die Leuchte der Aufklärung noch nicht in alle Ressorts der Staatsverwaltung gedrungen ist, Brasilien sogar als Muster entgegen halten zu können. Selbst das herrliche, die Volksentwicklung und die gesetzliche Freiheit so sehr fördernde Institut der Jury fehlt hier nicht.

Die Polizei, in der Richtung genommen, wo sie nicht als lästiger Controlleur des friedlichen Bürgers, sondern als Beschützerin des Privatlebens, wohlthätig, erleichternd, verschönernd auftritt, hat in Brasilien noch vieles einzuholen. Der ungeheure Gebietsumfang und der Mangel an Kunststraßen und Brücken, die Unzahl von Sümpfen und Bestien erschweren immer noch sehr den Verkehr. Die Gefahr vor Räubern droht seltener, als man glauben sollte; das eingeborne Gesindel hat zu entschiedenem Bösen die Kraft nicht; das meiste Unheil ist noch immer von den europäischen hergekommen.

Für die Verbesserung der Staatswirthschaft hat Dom Pedro nach Kräften Sorge getragen und auf jegliche Mittel die Zunahme der so außerordentlich dünnen Bevölkerung zu befördern gesucht. Die Einwanderungen, jedoch nur solcher Fremden, welche dem Staate einige Kapitale, oder nützliche Hände, oder ersfinderischen Kopf

zubringen, werden allerweise unterstützt und die Versprechen pünktlich erfüllt. Besonders erhalten der Ackerbau und die Gewerbe möglichste Aufmunterung. Ein großes Uebel ist, daß so viele Abenteuerer, Spekulanten und Mäkler sich hineingemischt und abwechselnd die Colonisten, wie den Kaiser selbst, schändlich betrogen haben. Große Vorsicht ist vor allen darum denen nothwendig, welche die Lust der Auswanderung nach dem „Vaterlande der Gold- und Diamantengruben“ anwandelt. Diese kosten so theures Geld hier, als in Europa. Der größte Theil des Bodens in den bequemern und fruchtbaren Gegenden des Landes ist bereits beurbart und mit Besitzern versehen, der in dem Innern, welcher des Anbaues noch bedarf, erfordert nicht geringe Kraft, Selbstverleugnung und Fähigkeit.

Von dem gelehrten Stande rath der erfahrene Weech nur den Aerzten zur Auswanderung. Obgleich zum Schein strenge Prüfungen angestellt werden, so finden sich doch bald Mittel die Spröde und Ignoranz der Examinatoren vor europäischem Talente verstummen zu machen *).

An Wundärzten ist großer Mangel; diese werden gesucht und gewürdigt. Den Künstlern haben noch keine so günstige Aussichten sich geöffnet. Der Kaufmann bedarf der Kapitale, Empfehlungen und Verbindungen. Der Commissionshandel selbst nährt nur dürftig. Die militairische Laufbahn gewährt die uner-

*) Man vgl. darüber die humoristische Beschreibung Weech's S. 61 u. f. w.

freulichsten Resultate, wie vielfache Erfahrungen und noch in den neuesten Tagen die Affaire mit den deutschen und irländischen Truppen satfsam erwiesen haben. Schäfer, Gatschet und Consorten haben durch trügerische Versprechungen, die der Kaiser weder erfüllen wollte noch konnte, Hunderte von Menschen unglücklich gemacht. Geschickte Handwerker sind die beliebteste Erscheinung und des erfreulichsten Looses unter allen Ausgewanderten sicher.

Die Regierung schreitet in manchem Zweige, der die Industrie und den innern Wohlstand mehret, rasch vorwärts. Die Monopole, die Privilegien, die Gilden und Zünfte sind abgeschafft; die Verbindungen mit dem Auslande erleichtert. Die Erklärung Rio-Janeiro's zum Freihafen ist eine nicht geringe Wohlthat für den brasilischen Handel; der Sklavenhandel jedoch, dessen Aufhören durch Verträge stipulirt ist, wird im Falle dies in Vollzug tritt, eine bedeutende Lücke, im Falle des Weiterbestehens aber fortwährend eine partie honteuse des Landes bilden. Das Unglück bei der Sache ist, daß nicht so fest die Grundsätze der Humanität, als die merkantilischen Interessen Englands in's Auge gefaßt worden sind, indem dieser Staat dadurch den Flor des brasilischen Handels zu paralyßiren hofft. Bereits haben patriotische Abgeordnete mit großer Bitterkeit öffentlich darüber sich ausgesprochen.

Nur mit Vergnügen verfolgt man die Anstrengungen Dom Pedro's und seiner Regierung für den öffentlichen Unterricht, welcher vor der Revolution in gleich schimpflichen, als harten Fesseln gelegen war. Unter dem Schuß

der freien Presse entwickelt sich immer mehr und mehr der öffentliche Geist und durchbricht die Masse alter Vorurtheile und der Indolenz, Trägheit, Anmaßung und Bigoterie der Brasilien-Portugiesen, so wie er auch den Menschen anderer Farbe eine Ahnung ihres bessern Wesens giebt. Linhares hat sich bleibende Verdienste um die Cultur erworben und ist der Pombo des neuen Reiches, wiewohl unter mildern Formen, als jener frühere. Wir verweisen auf das, was wir über die höhern wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten schon früher mitgetheilt. Hier führen wir bloß noch an die Bibliotheken, Museen, Priesterseminarien, Militair- und Elementarschulen. Journale von verschiedenen Farben, die meisten von entschieden liberaler, bezeugen die Aufrichtigkeit der Regierung und die Fortschritte des constitutionellen Geistes. Sobald nur das altportugiesische Wesen glücklich aus dem Charakter der Brasilier ausgemerzt ist, wird alles eine bessere Wendung nehmen, und das Comödienspielen mit Grundfägen und Institutionen, welches nun denn doch, seit die Hoffnung der Rückkehr abgeschnitten, bei beiden Theilen in größern Ernst sich verwandelt hat, wird einem kräftig-ernsten Geiste Platz machen.

Wir haben nunmehr auch vom Kirchenstaat Einiges zu melden. Dieser, für alle Länder, die unter spanisch-portugiesischem Scepter stehen, ein Gegenstand unermesslichen Wehes, und selbst in einigen der emancipirten Colonien fortwährend das reiche Seminarium der Zwietracht und des Parteikampfes, hat in Brasilien wenigstens theilweise eine Metamorphose erlebt. Daß die römisch-katholisch-

apostolische (die Deutschen kennen nur eine christkatholische, die Franzosen eine katholisch-anglikanische) Religion, diejenige des Staates und von jeder andern nur die stille häusliche Ausübung, ohne Auszeichnung gestattet sey, braucht nicht erst gesagt zu werden. Zum Grundsatz allgemeiner Religionsfreiheit hat mit Ausnahme von Buenos-Ayres, noch keiner der südamerikanischen Staaten es gebracht. Es muß für diese Idee, ohne welche alle politische Freiheit zuletzt doch der eigentlichen geistigen Weihe und Wurzel entbehrt, ein neues Geschlecht erst stufenweise herangezogen werden. Auch dafür sorgt Dom Pedro. Es ging vor zwei Jahren die Rede von Erbauung einer gemeinsamen Kirche für die zu Rio-Janeiro angesessenen Deutschen und Franzosen, durch freiwillige Beiträge.

Daß unter den Brasilianern der gebildeten Classe übrigens dennoch ein Theil zum Bewußtseyn dessen gelangt ist, was zum Wesen des Katholicismus und nur zu den päpstlichen Auswüchsen gehört, beweist die merkwürdige Verhandlung über Abschaffung des Eölibates, jener wichtigen Frage, die in Frankreich bereits schon die Gerichtshöfe und in Deutschland Regierungen und Kammern beschäftigt hat. Auch diesem Lande wird also einst die Sonne der Erkenntniß leuchten, und von Fanatismus und Priesterwahn gereinigt, erst dann zu einem wahren Paradies der Erde es umbilden.

Für die Bedürfnisse der katholischen Bevölkerung ist bereits, auch durch Uebereinkünfte mit dem heil. Stuhle Sorge getroffen. Das ganze Land

ward in 16 Bisthümer eingetheilt, deren Primas der Erzbischof von Bahia ist.

Die Militärmacht betreffend, wurde durch ein kaiserliches Dekret vom 1. December 1824 folgende Organisation angenommen:

Die Landmacht besteht aus Linientruppen und aus Milizen; die Zahl der Linientruppen ist auf 30,000 Mann, die der Milizen auf 200,000 Mann festgesetzt. Von diesen letztern sind jedoch kaum 50,000 mit Waffen versehen.

Die reguläre Macht zählt:

Zwei Schwadronen reitender Ehrengarde,
Drei Regimenter Reiterei,
Sechs Bataillons Grenadiere,
Fünf Compagnien Scharfschützen,
Zwanzig Bataillons Cacabones-Jäger,
Sechs Compagnien Polizeigarde.

Hiezu kommen noch die berühmtesten deutschen und irländischen Regimenter.

Der Kaiser hält das Militair sehr gut, übt aber auch strenge Zucht. Der Stockprügel, jenes Bildungsvehikel, das in Europa noch immer so viel zu schaffen macht, paradirt leider auch in Brasilien als unentbehrlich, jedoch mehr bei den Fremden, welchen man hierdurch eine besondere Auszeichnung angedeihen läßt und gleichsam etwas aus der lieben Heimath bringt. Man rühmt des Kaisers Treue bei gegebenen Versprechen. Doch sollte er billig dafür Sorge tragen, daß seine Werber in Europa nicht mehr versprechen, als er in Amerika halten mag und kann.

Unter welch' schlechten Auspizien die Bildung der Marine begonnen, wird dem Leser noch

aus der Geschichte erinnerlich seyn. Auch hier waltete Dom Pedro's schaffendes Genie vom erfindrischen Geiste Cochrane's brüderlich unterstützt. Die Seemacht zählt nun doch wenigstens 6 Linien-schiffe, 20 Fregatten und über 60 kleinere Kriegsfahrzeuge. Die Kriegs- und Kauffahrteischiffe werden meist auf den Werften von Rio-Janeiro und Bahia gebaut.

In den Finanzen des Staates herrscht große Ordnung und Sparsamkeit. Die Einkünfte stiegen bald noch einmal so hoch, als unter der letzten Verwaltung des Königs. Im Jahre 1808 hatte das Land nur 14 Millionen Franken oder 2000 Millionen Reis Einkünfte; 1817, 3139 Millionen Reis. Der Hof verbrauchte hiervon allein 887 Million., also über ein Viertel alles Einkommens. Im Jahre 1823 betrug das Staatseinkommen 66,743,586 Franken; 1824: 94,721,000 Fr. (5 Millionen Pfund Sterling). Einen Hauptbeitrag zu diesen Einkünften liefern die Bergwerke und Goldwäschereien, welche den fünften Theil des Ertrags an die Krone abgeben. (Der Gesamtbetrag des jährlich gewonnenen Goldes ist 1 Million Pfund Sterling). Die Bergwerksgesellschaft von Rio-Janeiro hat neuerlich sehr bedeutende Summen abgeliefert. Eine andere Haupteinkommensquelle sind die Aus- und Einfuhrzölle, welche ebenfalls $\frac{1}{3}$ alles Einkommens, circa 1 Million Pfund Sterling abwerfen.

Die Ausgaben sind nicht bekannt; aber bei Hofe herrscht die größte Sparsamkeit; in allen Zweigen wurden Mißbräuche abgeschafft und die Ordnung in den Finanzen auf diese Weise bald hergestellt. Der Kaiser hat persönlich fast gar

keine Bedürfnisse und lebt einfach wie ein Privatmann oder Bürger. — Welch' großmüthige Opfer seine Geliebte, die Marquisin von * * * vor einiger Zeit zu den Bedürfnissen des Staates beige-steuert, darf nicht unerwähnt bleiben. Leider hat der Krieg mit Buenos-Ayres unendliche Summen verschlungen und noch größere vielleicht wird der Rachekrieg mit Dom Miguel und dessen Helfern aufzehren. Die Staatsschuld, welche bisher 30 Millionen Crussaden betrug, ist durch die Constitution gewährleistet*).

Wir enthalten uns hier am Schlusse aller fernern Betrachtungen über Brasilien, dessen Lage und auswärtige Verhältnisse, über den Kaiser und dessen persönlichen Charakter. Nachdem die Keime der neuesten Begebenheiten sich entwickelt haben werden, dürfte das Bild klarer, vollständiger und festgezeichneter ausfallen. So viel aber ist gewiß: die Brasilier haben in den Ereignissen der Jahre 1828 und 1829 eine fürchterliche Warnung erhalten, gegen die Umtriebe der Fanatiker, wie der Anarchisten gleich sehr auf ihrer Hut zu seyn; sie haben erkannt welch' Schicksal vielleicht auch ihnen, ohne Dom Pedro's Besitz, mit der Zeit bereitet worden wäre, und sie haben alle Ursache mit ihrem eigenen Verfahren, wie mit dem System ihres humanen und großgesinnten Monarchen zufrieden zu seyn. Die Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit Caligulas und Dom Miguel wohl nur zu dem Ende erstehen, um die Völker zu züchtigen, welche die guten Herrscher mißhandelt haben, und um den Gewaltigen zu

*) Lips a. a. D.

zeigen, wie abscheulich in der Anwendung und wie gefährlich dem Ansehen des Königthums jene Grundsätze sich ausnehmen, welche von den unverbesserlichen Anhängern des nimmer in seiner frühern Allgemeinheit wiederkehrenden Alten, mit so blutiger Heuchelei für und für noch angepriesen werden.

„Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue siegt, das Alte ist verschwunden.“

Quellen und Materialien

, zur

Geschichte und Statistik von Brasilien.

Ueber die ältere Zeit vergleiche das Quellenverzeichnis zur Geschichte von Portugal. Zu diesem kommen besonders noch die Werke von Raynal, Clef, Wagenaar u. s. w.

Ueber die neuere Zeit:

Buchholz, Geschichte der europäischen Staaten.

Venturini, Geschichte der spanisch-portugiesischen Thronumkehr.

— — Chronik des 19. Jahrhunderts.

Münch, Geschichte des Repräf. Systems in Portugal.

Pölig, die Staatensysteme Europa's und Amerika's.

v. Schäfer, Brasilien als unabhängiges Reich.

Sahn, Brasilien wie es ist.

Saldeu, Reisen in Südamerika 1819 — 1821.

Lips, Statistik von Amerika.

v. Beech, Brasiliens gegenwärtiger Zustand und
Colonialsystem.

Rivinus, Atlantis.

Röding, Columbus.

Allgemeine politische Annalen (Gotta).
Neueste Staatsakten.

Pfeilschifter, Staatsmann.

Endlich die wichtigern englischen, deutschen und fran-
zösischen Zeitungen.

Ueber das Innere des Landes vergleiche die
wichtigen beschreibenden Werke von A. v. Hum-
boldt, Spix und Martius, Prinz Max
v. Neuwied, Langsdorff u. Ueber die Li-
teratur des Landes das vor einiger Zeit erschie-
nene Résumé de la littérature brésilienne et
portugaise, welches zu spät uns zu Gesicht
gekommen, als daß wir es noch hätten benutzen
können.

DUE DEC 20 '33 .1

ONE LITTLE O'GAY

From the

Shelf

and to consider it very low all measures
it is understood that a further book
I promise to return the following

SA 5828.29

Geschichte von Brasilien /

Widener Library

006098118



3 2044 080 482 409

